Unterhaltende

Belehrungen

zur

Förderung allgemeiner Bildung.

Siebenundzwanzigstes Bändchen.

Goethe.

Eine biographische Schilderung

von

Robert Prutz.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1856.

Goethe.

Eine biographische Schilderung

von

Robert Prutz.

(Note: this is not PRUK)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

I. Allgemeine Charakteristik.

Daß unter den Hülfsmitteln, welche die Literatur darbietet, die sittliche Bildung des Volks zu kräftigen und den Wetteifer der heranwachsenden Geschlechter zu entzünden, die Geschichte der großen und verdienten Männer, welche vor uns gelebt haben, eine der ersten Stellen einnimmt, ist längst anerkannt und durch die Erfahrung bestätigt. Nur über die Kreise, aus denen der Geschichtschreiber dabei seine Helden zu wählen hat, ist man noch nicht völlig einig. In frühern Zeiten waren es ausschließlich die eigentlichen Männer der That, die Helden des Schwerts, die großen Könige und Feldherren, denen die Ehre einer derartigen populären Darstellung zutheil ward, und nur gleichsam um den Glanz ihrer Erscheinung durch den Contrast noch mehr zu heben, wurde dem Volke daneben auch wol das Leben solcher Männer geschildert, welche durch eine ungewöhnliche Kraft des Duldens, durch Entsagung und Aufopferung sich um ihre Mitmenschen verdient gemacht: also besonders Geistliche und Lehrer, welche, unter Verzichtleistung auf weltliches Glück und weltliche Ehre, ihr Leben nur dazu angewendet, der leidenden Menschheit zu dienen und durch weise Benützung geringfügiger Mittel Anstalten und Einrichtungen zu gründen, um deren willen sie noch von den spätesten Nachkommen als Wohlthäter verehrt werden. Erst in neuester Zeit sind dazu dann noch die eigentlichen bürgerlichen Helden gekommen, die Männer der Arbeit

und der gewerblichen Thätigkeit, die großen Erfinder, denen wir alle jene wunderbaren Entdeckungen verdanken, welche dem industriellen Leben unserer Tage einen so staunenswerthen Aufschwung gegeben haben und in denen der sinnige Beobachter mit Recht zugleich ein gewisses Unterpfand fortschreitender geistiger und politischer Entwickelung erblickt. Alle diese Verdienste, das fürstlich-kriegerische, das religiös-wohlthätige, das bürgerlich-erfinderische, haben ihre volksthümlichen Darsteller gefunden und werden als ein würdiger Stoff für die Bildung des Volks anerkannt; daß aber auch die Künstler, die Dichter in die Reihe dieser Männer gehören, daß auch in ihrem Lebensgange etwas ist, woraus das Volk lernen, woran es sich erheben und erwärmen kann, das will noch heutigen Tages den Wenigsten zu Sinn.

Im Gegentheil, noch bis auf diese Stunde ist es eine ziemlich verbreitete Meinung, als ob ein Gedicht, ein Kunstwerk um so tiefer wirke und um so besser genossen werde, je weniger man von seinem Urheber weiß. Die Lebensläufe der Dichter, sagt man, gehören lediglich in die Literaturgeschichte, das Volk als solches interessiren sie nicht, das hält sich nur an ihre Schöpfungen, und da bekanntlich jedes echte Kunstwerk sich von selbst erklärt, so sind auch alle biographischen Commentare und Erklärungen von Ueberfluß oder können höchstens dazu dienen, die Neugier ästhetischer Feinschmecker zu kitzeln. Der wahre Dichter, setzt man hinzu, hält es mit der Nachtigal, die in ihrem unscheinbaren braunen Gewande sich jederzeit da ansiedelt, wo das Gebüsch am dichtesten, die Einsamkeit am ungestörtesten ist; gleich dem Vogel Phönix soll er stets nur über der Erde schweben, und wenn er sie ja einmal berührt, so ist dies nur, um sofort mit gereinigtem und geläutertem Inhalt in seine ätherische Heimat zurückzukehren.

Das hört sich nun wol sehr poetisch an, beruht aber doch auf einer argen Verkennung der Kunst und ihrer ersten und nothwendigsten Gesetze. Alle Kunst ist nur ein Product des

Lebens; derselbe Geist der Zeiten, der das Schwert des siegreichen Feldherrn leitet, der im Hirn des einsamen Erfinders grübelt und brütet — derselbe Geist der Zeiten, dieselbe Gemeinsamkeit des nationalen Lebens bildet auch den Lebensathem der Kunst und erzeugt jene Werke des Meißels und des Pinsels, der Musik und der Dichtkunst, welche das Entzücken der Zeitgenossen, die Bewunderung der Nachwelt bilden, und zwar eben deshalb bilden, weil der Geist der bestimmten Zeit sich darin so rein und deutlich ausgesprochen findet.

Denn das ist überhaupt das köstliche Vorrecht des Künstlers, daß er in schöner Form auszusprechen und darzustellen weiß, was die Uebrigen nur unvollständig ahnen und empfinden; nur diese Schönheit der Form, diese plastische Energie und Sicherheit der Darstellung ist sein göttliches Monopol, den Inhalt selbst liefert ihm die Zeit und das Leben, sein Volk und dessen geschichtliche Entwickelung. Nicht also wie ein Vogel Phönix schwebt der Künstler über seiner Zeit, vielmehr ist er mitten in sie hineingepflanzt gleich einem Baume, dessen Wurzeln in die Tiefe der Erde reichen, dessen Gipfel hoch in die Lüfte ragt und der uns daher auch in seinen Blüten und Früchten nur gleichsam das milde Walten jener Naturkräfte darstellt, denen er selbst sein Dasein verdankt. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." Alle echte Poesie ist Gelegenheitspoesie; das heißt, der Dichter kann nur dichten, was er selbst unmittelbar als sein eigenstes Schicksal erlebt und empfunden hat. In dem Leben des Einzelnen aber spiegelt sich jederzeit das Leben der Gesammtheit; wie Niemand so hoch steht, daß er dem Boden seiner Zeit und seines Volkes entwachsen wäre, so ist auch kein Leben so niedrig, keines so unbedeutend und ereignißlos, daß nicht das ganze Leben der bestimmten Zeit und der bestimmten Nation, welcher der Einzelne selbst angehört, sich darin wiedererkennen ließe.

Dieser allgemeine Inhalt des persönlichen Lebens muß nun aber wieder in den Werken des Dichters, des Künstlers

zutage treten. Es sind Alles, wie Goethe sich einmal ausdrückt, „wiederholte Spiegelungen": die Zeit spiegelt sich im Leben des Dichters und das Leben des Dichters spiegelt sich in seinen Schöpfungen; man kann dieses nicht ohne jene, die Werke nicht ohne das Leben, aber auch die Zeit nicht ohne ihre Dichter verstehen und würdigen.

Damit dürfte nun auch wol die Frage, inwieweit das Leben der Dichter ein würdiger Stoff volksthümlicher Behandlung ist, erledigt sein. Freilich wird das Leben der Dichter auch im günstigsten Falle niemals so reich an Ereignissen sein, es wird niemals diesen Wechsel der Scenen, diese Fülle der Begebenheiten, diese überraschenden und erschütternden Situationen darbieten wie das Leben großer Könige und Feldherren. Allein wie der Naturforscher auch nicht blos Löwen und Elefanten secirt, sondern auch das kleine unscheinbare Gewürm, der Vogel in der Luft, das Blatt am Baum fesselt seine Wißbegier und enthüllt ihm eine Welt der Wunder: so ist auch das einfache ereignißlose Leben der Dichter und Künstler der Beachtung nicht minder werth wegen des schmucklosen Rahmens, der es umgibt. Im Gegentheil, gerade wegen dieser Einfachheit und Anspruchslosigkeit läßt es den allgemeinen Inhalt der Zeit um so reiner und kräftiger durchscheinen — wie man ja auch durch ein einfaches Glas besser sieht und die Gegenstände deutlicher erkennt als durch ein kunstvoll geschliffenes, das mit seinen bunten Regenbogenfarben das Auge nur blendet und in Verwirrung setzt. Schon die Alten bezeichneten die Dichter als Seher und Propheten; der allgemeine Bildungstrieb des Volksgeistes entfaltet sich in ihnen als in seinen letzten feinsten Spitzen, seinen Blüten gleichsam, und die Schönheit und Bestimmtheit der Form, welche ihren Werken eigenthümlich ist, sowie das Bewußtsein, das sich darin ausspricht, läßt den geheimnißvollen Inhalt mit einer Deutlichkeit erkennen wie nirgends anders. Erst in ihren Künstlern, in ihren Dichtern wird eine Zeit sich ihrer selbst wahrhaft bewußt; darum

wer seine Zeit und sein Volk gründlich verstehen will, der studire ihre Dichter, der durchforsche nicht blos ihre Werke, sondern auch ihren Lebensgang und überzeuge sich, wie hier das Allgemeinste und Unfaßbarste zu persönlicher Gestalt und individuellem Ausdruck gelangt. Wer zumal könnte sein eigenes Volk lieben und richtig verstehen ohne seine Dichter zu lieben? Liebe aber, wenn sie wirklich fruchtbar werden, wenn sie die Seele veredeln und zu Thaten anfeuern soll, setzt Verständniß voraus; darum ist auch das Verständniß unsrer großen Dichter und ihres Lebensganges ein nothwendiges Erfoderniß für jene tiefere volksthümliche Bildung, welche, indem sie den Kern des nationalen Wesens begreift, zugleich die Kraft und Fähigkeit verleiht, denselben durch Thaten zu verwirklichen.

Allein wenn das Alles auch eingeräumt wird und wenn die Lebensgeschichte unserer großen Dichter in der That als ein würdiger Stoff volksthümlicher Belehrung und Unterhaltung anerkannt werden muß — gilt dies Alles darum auch von Goethe? Gellert, Klopstock, Schiller — allerdings, das sind Männer, an deren Beispiel die Nation sich bilden und erheben kann: aber Goethe?! Daß Goethe ein großer Dichter war, der größte vielleicht von allen, die wir jemals besessen, das freilich gibt man zu. Aber war dieser große Dichter auch zugleich ein großer Mensch? Oder war er nicht vielmehr eine weichliche schönselige Natur, ein Genußmensch ohne sittliche Kraft und Würde, ein Egoist, der stets nur an sich selbst dachte, unempfindlich für Freundschaft, Vaterland und Freiheit, ohne Ahnung des Göttlichen, ein in sich selbst verschlossener kalter, trotziger Heide?

Die Antwort auf diese Fragen kann natürlich nur unser Schriftchen selbst geben. Wir müssen uns dabei, dem Zweck dieser Sammlung gemäß, auf eine flüchtige Zusammenstellung des Thatsächlichen beschränken; wir können hier nur Chronisten sein, nicht eigentliche Historiker und noch weniger Kritiker, weshalb denn auch die ästhetische Würdigung der einzelnen

Goethe'schen Schriften hier durchaus beiseite gesetzt bleiben muß. Aber auch dies flüchtige, farblose Gemälde, das uns hier allein verstattet ist, wird, wie wir hoffen, die Grundlosigkeit jener Anklagen zeigen; es wird zeigen, daß Goethe nur deshalb ein so großer Dichter, weil er zugleich ein so großer und bedeutender Mensch und daß mit seinen bewundernswerthen künstlerischen Gaben ebenso große sittliche Eigenschaften verbunden waren.

Und zwar sittliche Eigenschaften, die er, wie es die Natur der Sittlichkeit mit sich bringt, sich selbst erst durch innere und äußere Kämpfe erworben und befestigt hatte. Viele, selbst unter Goethe's eifrigsten Bewunderern, bewundern hauptsächlich nur, was sie Goethe's Glück nennen; gleichsam von den Göttern selbst zu ihrem Liebling geweiht, imponirt er ihnen durch die Großartigkeit und Fülle seiner Erscheinung, die Leichtigkeit seiner Entwickelung, die Vollständigkeit und Größe des Erreichten.

Allerdings ist dies die eine Seite seines Wesens, aber auch nur die eine; Goethe ist der schöne Mensch als solcher, er ist das zur Kunstschönheit verklärte und geläuterte Individuum des 18. Jahrhunderts.

Das 18. Jahrhundert überhaupt ist das Jahrhundert der Subjectivität. Die Persönlichkeit, das Ich, ringt sich noch ein mal los von den Banden der Convenienz; es schüttelt das Joch des Pfaffenthums, den Staub der Gelehrsamkeit von sich, es stürzt sich in den Strudel der Wirklichkeit, ringt, kämpft, leidet; es berauscht sich an sich selbst und befestigt sich durch Kampf und Rausch und Irrthum nur immermehr in dem Bewußtsein seiner göttlichen Abstammung und seiner nothwendigen Versöhnung mit dem Ewigen.

Daher dieser eigenthümliche Lebensdrang, den wir im Laufe des 18. Jahrhunderts auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit wahrnehmen. Ueberall ringt sich die Persönlichkeit aus den Fesseln, in die sie seit Jahrhunderten, seit dem Zeitalter der Reformation zurückverfallen war; überall sprengt

die warme lebendige Innerlichkeit die harte frostige Rinde, die sie umschlossen hielt, überall steckt die Freiheit ihre Fahnen aus — bis zu jenem großen Drama der französischen Revolution, mit welchem die freie Persönlichkeit aus der theoretischen Sphäre der Kunst nnd Wissenschaft in die Praxis des Staatslebens und der bürgerlichen Gesellschaft übergeht und das daher mit Recht am Schluß dieses ewig denkwürdigen Jahrhunderts steht.

Denn allerdings, soweit die Entwickelung dem 18. Jahrhundert eigenthümlich angehört, blieb sie wesentlich theoretisch. Am deutlichsten zeigt sich dies bei uns in Deutschland, wo diese Entwickelung selbst am reinsten und vollständigsten durchgemacht wird. Sehr natürlich: Deutschland, dem Vaterland der Reformation, lag es auch am nächsten, die Consequenzen derselben am gründlichsten und mit der größten Vollständigkeit durchzumachen; auch ihre dereinstigen Früchte werden uns hoffentlich am reichlichsten zufallen, und das mag uns denn einstweilen trösten über so manchen scheinbaren Umweg, den gerade die Entwickelung unsers Volkes nimmt.

So unterscheiden wir in Deutschland namentlich eine theologisch-moralische Epoche, in welcher das deutsche Leben wesentlich unter dem Einflusse des Gemüths steht; sie reicht (um allbekannte Namen zu nennen) von Spener bis Klopstock und umfaßt ungefähr das erste (etwas reichliche) Drittel des Jahrhunderts.

Die zweite Epoche, ungefähr das zweite Drittel des Jahrhunderts umfassend, ist eine kritisch-belletristische; sie steht unter der Herrschaft des Verstandes und hat Lessing und Wieland zn ihren hauptsächlichsten Repräsentanten.

In der dritten und letzten Epoche endlich gehen Gemüth und Verstand als gleichberechtigt ineinander über und erzeugen aus sich, unter Hinzutritt der entfesselten Phantasie, das wahre, das classische Kunstwerk — das classische vor allem darum, weil Form und Inhalt, Unmittelbarkeit und Bewußtsein, Gesetz und Freiheit sich hier vollständig decken

und ineinander aufgehen und solchergestalt mitten in dem modernen deutschen Leben ein neues höheres Griechenthum erzeugen, ein Griechenthum, das mit der ganzen Fülle sinnlicher Lebens- und sinnlicher Formenschönheit zugleich den vollen Schatz der Innerlichkeit, den ganzen Kern des Bewußtseins insichträgt. Daher der ästhetisch-classische Charakter dieser Epoche; ihr herrschendes Gestirn ist die Schönheit, ihr eigentlicher Held und König Goethe, als die schöne Persönlichkeit, das ästhetisch reife und vollendete Individuum überhaupt. Wie in der griechischen Götterlehre auf das düstere gewaltthätige Regiment des Saturn die milde menschliche Herrschaft des Kroniden folgt, so ragt aus der Barbarei der frühern Jahrhunderte, aus den Nebeln und Kämpfen der zunächst vorhergehenden Epochen Goethe's olympische Gestalt: er selbst ein Zeus von Hoheit und Schönheit und göttergleicher Kraft. Alles, was die Götter nur ihren Lieblingen spenden, ist ihm verliehen; die deutsche Nation soll an ihm gleichsam gewahrwerden, welche Fülle von Gesundheit und Kraft noch in ihr steckt und wozu auch ein Deutscher es bringen kann, wenn er sich nur tüchtig zusammennimmt.

Denn auch an diesem Letztern hat Goethe es niemals fehlen lassen und das ist dann die zweite, fast möchten wir sagen die wichtigste Seite seiner Erscheinung. Haben die Götter ihm viel gegeben, so hat er auch selbst viel geleistet, um von den verliehenen Gaben den würdigsten Gebrauch zu machen; sein Leben ist nicht blos ein Leben voll Genuß und Glück, es ist auch ein Leben des Kampfes gewesen, der Entsagung und der redlichen mühevollen Arbeit.

Es ist wahr, seine Erscheinung, wie er so groß und rein dahinschreitet durch alle Irrthümer der Zeit und seines eigenen Lebens, von keinem unberührt und doch keinem erliegend, hat etwas Ueberwältigendes, und unwillkürlich fühlen wir uns dadurch gemahnt, wie von einer Göttererscheinung; der schönste Mann seiner Zeit, gesund, blühend, von einer Lebenskraft, die ungeschwächt blieb bis an die äußerste Grenze

menschlicher Dauer, von einem freundlichen Geschick sorgsam geleitet, unbekannt mit den rauhen Foderungen der Nothdurft, macht er den Eindruck eines vollkommen glücklichen, vollkommen harmonischen Daseins, wie es kaum jemals einem Sterblichen beschieden war. Sehen wir jedoch genauer zu, durchforschen wir die Einzelheiten seines Lebens, behorchen wir die halblauten Geständnisse, die er, wie jeder tüchtige Mensch kein Freund müssiger Selbstbespiegelung, kaum vor sich selbst abzulegen wagte — so überzeugen wir uns leicht, daß dies anscheinend von den Göttern so begünstigte Dasein auch seine trüben, schweren Stunden gehabt hat und daß das allgemeine Erbtheil des Menschen, zu leiden durch eigene wie durch fremde Schuld, auch ihm nicht erspart geblieben ist.

Das wahre Glück und die wahre Schönheit des Goethe'schen Daseins, das, wodurch es Jeden, der sich ihm aufmerksam und unbefangen naht, so wunderbar ergreift, liegt also nicht in der Fülle äußern Glanzes und äußerer Vortheile, sondern vielmehr in der Harmonie liegt es, dem Maße, der edlen Selbstbeschränkung, die allem aufgeprägt ist, was er thut, treibt und dichtet. Diese Selbstbeschränkung aber war keine natürliche, dieses Maß kein angeborenes. Im Gegentheil, hat es jemals ein ungestümes, verwöhntes, leidenschaftliches Herz gegeben, so war es das Herz des jungen Goethe. Diese Harmonie, die uns jetzt so entzückt, wurde erst erstritten durch lange schmerzliche Kämpfe, lange und schmerzliche Kämpfe gehörten dazu, bevor der ursprüngliche Uebermuth seiner ungestümen, verlangenden Natur gebändigt war und der junge Himmelsstürmer sich zum Sonnengott verklärte. Es ist ein denkwürdiges Wort, das Goethe im hohen Alter, hart an der Schwelle des Todes aussprach: daß, wenn er zurückblicke auf sein so langes und anscheinend so begünstigtes Leben, er doch kaum ein paar Tage darin zu bezeichnen vermöge, von denen er sagen dürfe, daß er vollkommen glücklich gewesen. Sein Glück war die Frucht der sittlichen Stärke, mit der er seine Leidenschaften zähmte und sie höhern Zwecken dienstbar

machte, es war die Frucht der Gewissenhaftigkeit und Ausdauer, womit er sich dem einmal erkannten und gewählten künstlerischen Berufe hingab, es war die Frucht der weisen Selbstbeschränkung, mit welcher er, unbekümmert um Misverständniß und Verkennung, alle fremden Elemente von sich entfernt hielt und seine von Haus aus auf eine gewisse geistige Verschwendung, einen gewissen Luxus des Geistes angelegte Natur trotz aller Mannichfaltigkeit der Interessen immer auf Einen Mittelpunkt richtete — auf das Schöne, als dessen wahren Priester und Herold wir ihn für alle Zeit verehren.

Und das ist es denn also, was das Goethe'sche Leben nicht blos so groß und denkwürdig macht, sondern weshalb wir darin auch einen so würdigen Stoff volksthümlicher Darstellung und Belehrung erblicken. Nämlich erstens die Einheit, in welcher bei Goethe Idee und Wirklichkeit, Poesie und Leben stehen. In einer Ausdehnung, wie vielleicht bei keinem zweiten Schriftsteller sind seine Schriften zugleich sein Leben; in dieser ganzen langen Reihe von Bänden, die seinen literarischen Nachlaß bilden, ist nicht eine Zeile, nicht ein Wort, das er nicht aufs lebendigste empfunden hätte, das nicht warm und echt, als ein Theil seiner selbst, aus seinem Innern gekommen wäre. Von ihm stammt jenes vorhin angeführte Wort, daß alle wahre Poesie Gelegenheitspoesie; er dichtete nur, was er erlebte und lebte nichts Anderes als was er dichtete.

Wir bewundern ferner die Energie und Treue seines Strebens, sowie die Unerschütterlichkeit, mit der er in einem langen, mehr denn achtzigjährigen Leben festhielt an dem Idealismus des Künstlers, an dem Glauben an die Menschheit und die befreiende Macht des Schönen.

Nicht minder bewundern wir das schöne Maß, das er in allen Stücken zu halten wußte und wodurch es ihm gelang, sein eigenes persönliches Dasein zu einem wahren Kunstwerk zu gestalten, dem vollendetsten vielleicht und jedenfalls dem schwierigsten von allen, die er geschaffen.

Wir bewundern auch den großartigen historischen Sinn, den er bei sich ausgebildet hatte und durch den es ihm möglich ward, den verschiedensten Erscheinungen des Lebens, den mannichfachsten Richtungen in Kunst und Wissenschaft gerecht zu werden; wir verehren die Milde seines Urtheils, die überall, auch in den Schwächen und Thorheiten der Zeit, die gemeinsame menschliche Natur erkannte und die ihn nur da verließ, wo er diese Natur absichtlich herabgewürdigt und in den Staub getreten sah. In diesen Fällen haben wir dann ebenso sehr die heilige Glut seines Zornes zu verehren, sowie die Ausdauer und Innigkeit des Hasses, mit welchem er nicht müde ward, das Unwahre und Unnatürliche zu verfolgen, gleichviel wo er es fand, bei Hohen oder Niedern, bei Poeten oder Staatsmännern, bei Geistlichen oder Weltlichen.

Und endlich bewundern wir nach diesem Allen die Vollständigkeit des Erreichten, die in der That größer ist, als wir sie sonst bei der Mehrzahl der Menschen erblicken, namentlich aber bei unserm Volke. Hier findet der alte Spruch von dem menschlichen Können, das Stückwerk ist, einmal keine Statt; hier ist einmal Alles voll und rund und fertig, einen Menschen sehen wir hier, der den Inhalt, den die gütige Natur in ihn gelegt hat, körperlich wie geistig, vollständig nach allen Seiten hin ausgelebt, nach allen Seiten hin das Ziel erreicht hat, das ihm nach dem Maß seiner Kräfte gesetzt war. Was die Alten so sehr liebten und priesen als die wahre Zierde des vollendeten Menschen, das „teres atque rotundus" des Poeten, das paßt buchstäblich auf Goethe; gleich einer Marmorstatue nach allen Seiten hin bis ins Kleinste durchgearbeitet, ohne Flecken, ohne vernachlässigte Stellen, über welche die Hand des Meisters nur so obenhin gefahren, ein vollständiges fertiges Kunstwerk, macht sein Leben einen durchweg befriedigenden, versöhnenden Eindruck, und noch heute, indem wir unser Auge bewundernd darüber hingleiten lassen, fühlen wir uns gedrungen, auszurufen, was

Napoleon ausrief, da er ihn zum ersten male in Erfurt gesehen hatte: „Voilà un homme! — Das ist ein Mann!"

Lassen wir denn dieses großartige Leben in flüchtigem Umriß an uns vorüberziehen. So reich es an innerlichen Ereignissen ist, so einfach ist sein äußerlicher Verlauf; wie Alles in und an Goethe im höchsten Grade naturgemäß, so windet sich auch sein Dasein gleichmäßigen Ganges nach den natürlichen Epochen des allgemeinen menschlichen Daseins, nach Kindheit, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter ab. Alle vier Epochen sind von Goethe vollständigst und gründlichst durchgelebt worden; er ist ein richtiges eigensinniges, verhätscheltes Kind, ein richtiger übermüthiger leidenschaftlicher Jüngling, ein richtiger thätiger, klar um sich schauender Mann, ein richtiger gemächlich ausruhender, sein Leben behaglich recapitulirender Greis gewesen, sodaß man das Goethe'sche Leben auch in dieser Hinsicht als ein wahres Musterleben bezeichnen darf, und auch der Geschichtschreiber, der dies Leben darzustellen sucht, findet in diesem allmäligen Verlauf der allgemeinen natürlichen Epochen die nächste und vollkommen ausreichende Eintheilung seines Stoffes.

II. Goethe's Knabenalter. 1749 — 65.

Geburt und Herkunft. Erste Kinderjahre.

Thüringen, dieses Herz Deutschlands, dem wir, von Luther angefangen, so viel große und hochverdiente Männer verdanken, ist auch die Stammlandschaft der Goethe'schen Familie, wenigstens soweit dieselbe sich historisch verfolgen läßt. Es ist ein eigenthümlich sinnvoller Zug des Schicksals, daß dieser Name gerade da zuerst auftaucht, wo sein berühmtester Träger späterhin die eigentliche Stätte seiner Wirksamkeit finden und von wo aus der Glanz dieses Namens sich über ganz Deutschland, die ganze Welt verbreiten sollte.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges lebte zu Artern in der Grafschaft Mansfeld ein Hufschmied Goethe. Diesem

wurde 1657 ein Sohn geboren, Friedrich Georg. Derselbe ward Schneider, ging als solcher auf die Wanderschaft und ließ sich 1687 als Bürger und Meister seines Handwerks zu Frankfurt a. M. nieder. In erster Ehe mit einer Schneiderstochter vermählt, ging der gewandte lebenskluge Mann nach deren Tode ungeachtet seiner vorgerückten Jahre (1705) eine zweite Ehe ein mit einer angesehenen wohlhabenden Witwe, Cornelia Schellhorn geborene Walther (geb. 1668, gest. 1754), Besitzerin des Gasthofs zum Weidenbusch. Dadurch ebenfalls zu Wohlstand und bürgerlichem Ansehen gelangt, gab Friedrich Georg sein Schneiderhandwerk auf und auch dem einzigen aus dieser Ehe entsprossenen Sohne, Johann Kaspar, dem Vater unsers Dichters (geb. 1710, gest. 1782), konnte eine mehr als handwerksmäßige, eine auf das Höhere gerichtete Bildung ertheilt werden.

Johann Kaspar wurde Jurist und zwar ein gründlich gelehrter, nach der damaligen strengen, auch wol etwas pedantischen Schule; daneben trieb er alte und neue Sprachen sowie schöne Künste, die letzteren besonders infolge einer Reise nach Italien, welche er zu Anfang der vierziger Jahre gemacht hatte und die noch bis in seine spätesten Zeiten der Lichtblick seines Lebens blieb.

Denn übrigens war der Vater unsers Dichters eine herbe, eigensinnige und grillige Natur, pedantisch und einsiedlerisch, ein geborener Haustyrann. Diese eigensinnige störrische Laune zeigte sich besonders auch, als er im Begriffe stand, sich dem Dienst seiner Vaterstadt zu widmen. Nach den bestehenden Gesetzen mußte er zu diesem Ende eine Ballotage über sich vornehmen lassen. Allein einer solchen Prüfung sich zu unterwerfen, fand er unverträglich mit der Würde seiner Persönlichkeit, von der er eine sehr lebhafte Empfindung hatte; er verlangte, das Amt, um das er sich bewarb, auch ohne Ballotage zu erhalten. Da es nun unmöglich war, die einmal bestehenden Vorschriften zu seinen Gunsten zu ändern, so unterblieb die Anstellung; Johann Kaspar aber, aus Aerger

darüber und um zu zeigen, wie wenig ihm an dem Dienst seiner Vaterstadt gelegen, ließ sich von dem damaligen Kaiser Karl VII. den Titel eines Kaiserlichen Rathes beilegen, wodurch er, nach den damaligen Gesetzen der Republik Frankfurt, sich von dem Dienst derselben für immer ausgeschlossen hatte.

Solchergestalt als Privatmann im Hause der Mutter lebend, unabhängig, wohlhabend, schritt er endlich 1748 zur Ehe. Seine Wahl fiel auf die Tochter einer der angesehensten frankfurter Familien, Katharina Elisabeth Textor. Die Familie Textor, oder wie sie ursprünglich hieß Weber, war altbürgerlicher Herkunft; sie stammte aus Mergentheim im Jaxtkreise des heutigen Königreichs Würtemberg, war aber schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit Wolfgang Weber, hohenloheschem Rath und Kanzleidirector zu Neuenstein (der auch zuerst das ehrliche deutsche „Weber" mit dem lateinischen und also vornehmer klingenden „Textor" vertauschte) in die Kreise des höhern Beamtenstandes eingetreten. Ein Sohn von ihm, Johann Wolfgang, siedelte 1690 nach Frankfurt a. M. über, wo er 1701 als erster Syndicus der Stadt starb. Dessen Enkel, ebenfalls Johann Wolfgang geheißen (dieser Name war in der Textor'schen Familie erblich und auch der Dichter hat die durch ihn so berühmt gewordenen Vornamen mit Rücksicht auf die mütterliche Verwandschaft erhalten) lebte als kaiserlicher Schultheiß in Frankfurt und dessen Tochter, aus der Ehe mit Anna Margaretha Lindheimer, einer Tochter des Dr. Cornelius Lindheimer, Procurator am Kammergericht zu Wetzlar, war eben jene Katharina Elisabeth, welche der kaiserliche Rath Goethe mit seiner Hand beglückte. Sie war ein echtes frankfurter Kind, von lebendigem sinnlichem Blute, naiv, frohsinnig, geschwätzig, rastlos im Hause hin- und herfahrend, von unermüdlicher Lebendigkeit und Heiterkeit. Allein um so weniger war sie geeignet für den ernsten pedantischen Mann, der überdies (Katharina Elisabeth war 1731 geboren, also zur Zeit ihrer Vermählung erst siebzehn Jahre) mehr denn zwanzig Jahre älter war als sie. So gab

es denn eine ziemlich ungleiche, innerlich unbefriedigte Ehe, bei der die junge muntere, aber gewandte und lebenskluge Frau Manches zu tragen und zu vertuschen hatte.

Ein doppeltes Glück war es unter diesen Umständen für sie, als die Ehe bereits nach Jahresfrist durch Nachkommen gesegnet ward. Am 28. August 1749 gebar sie einen Sohn, der schon am nächsten Tage auf die Namen Johann Wolfgang getauft ward. Das Kind war für todt zur Welt gekommen; einige Zeit zweifelte man, ob es gelingen würde, es ins Leben zurückzurufen. Bald jedoch erholte es sich und entwickelte sich nun zu einem der kräftigsten, wohlgestaltetsten und schönsten Knaben, den man weit und breit sehen konnte; selbst die Blattern, diese damals noch so sehr gefürchtete Geißel der Kinderwelt, die auch ihn mit großer Heftigkeit befallen hatte, zog spurlos an seinem glatten frischen Angesicht vorüber. Es mußte aber diese Gunst des Schicksals, die ihrem Erstgeborenen zutheil ward, von den Eltern um so dankbarer empfunden werden, als ihre spätern Kinder sämmtlich in frühen Jahren starben, mit Ausnahme einer einzigen Tochter Cornelia, die 1750 geboren und also mit Johann Wolfgang fast von gleichem Alter war. Irren wir nicht, so liegt auch hierin ein Umstand, der bei der Beurtheilung von Goethe's späterer Entwickelung wohl in Anschlag gebracht werden muß: nämlich daß er ohne eine größere Zahl von Geschwistern, insbesondere ohne Brüder aufwuchs, nur eine Schwester neben sich, an der er keinen Widerstand fand für seine Neigungen und Launen, sondern die ihn im Gegentheil in Gemeinschaft mit der jugendlichen Mutter, die ja selbst noch ein halbes Kind war und sich also auch ganz naturgemäß mehr zu den heitern, lachenden Kindern als zu dem ernsten mürrischen Manne hingezogen fühlte, fast geflissentlich verzog und verhätschelte.

Eben dahin gehört auch der Umstand, daß der junge Goethe, mit kurzen, kaum nennenswerthen Unterbrechungen, niemals eine öffentliche Schule besuchte. Sein Charakter

konnte sich dabei um so selbständiger, aber auch um so eigenwilliger entwickeln; es fehlte seiner Erziehung die Luft der Oeffentlichkeit, es fehlte ihm jene kaum merkbare und doch so wirksame Zucht, welche gleichaltrige Kinder, namentlich Knaben, wechselweise auf einander ausüben und die in der That so wichtig und so entscheidend für das ganze Leben ist, daß sie durch nichts Anderes, auch nicht durch die sorgsamste Privaterziehung ersetzt werden kann.

Erziehungsexperimente.

Und an Sorgfalt fehlte es der Erziehung, welche dem Knaben im älterlichen Hause zutheil ward, allerdings nicht, wenn nur auch die Grundsätze, welche dabei befolgt wurden, etwas verständiger und praktischer gewesen wären. Die ersten Kinderjahre verliefen unserm Dichter in ungestörter Heiterkeit. Das denkwürdigste Ereigniß derselben war ein Puppenspiel, mit welchem die Großmutter von väterlicher Seite, die ehemalige Cornelia Schellhorn, ihn noch kurz vor ihrem Tode zu Weihnachten 1753 beschenkte; es ist dasselbe, man darf sagen classisch gewordene Puppenspiel, das den ersten Funken dramatischer Neigung in dem werdenden Dichter erweckte und dessen zauberhafte Freuden er selbst späterhin in den ersten Abschnitten des „Wilhelm Meister" so unnachahmlich schön geschildert hat. Auch übrigens bot das Haus dieser Großmutter (der Vater war auch nach seiner Verheirathung darin wohnen geblieben) den Kindern manchen erwünschten Tummelplatz zu jugendlichen Spielen und Späßen. Es war ein altes, castellartiges Gebäude, mit hohen Mauern, düstern Eingängen und Treppen, die denn von der jungen Welt fleißig durchkrochen wurden. Auch von dieser Localität des großmütterlichen Hauses finden sich in Goethe's spätern Dichtungen die mannichfachsten und reizendsten Nachklänge.

Doch sollte dieses harmlose Dasein nicht lange währen. Der Vater, dem es, wie wir wissen, an jeder amtlichen Beschäftigung mangelte, hatte beschlossen, den Unterricht der

Kinder selbst zu leiten, und kaum daher, daß Johann Wolfgang sein viertes Jahr vollendet hatte, als er auch in die Schule dieses mehr strengen und eifrigen als eigentlich befähigten Lehrers genommen ward. Für pedantische, grillige Naturen wie Goethe's Vater, gibt es bekanntlich nichts Angenehmeres als dies unaufhörliche Dociren und Expliciren, dies Corrigiren und Controlliren; nicht was das Bedürfniß des Schülers erfodert, sondern was die Grillen des Lehrers befriedigt, entscheidet bei solchen Naturen über Wahl und Gang des Unterrichts. Auch Goethe's Vater benutzte diese Lectionen hauptsächlich dazu, jenes Amtsgesicht leuchten zu lassen, das ihm selbst so behaglich war und für das er leider außer dem Hause keinen Raum gefunden hatte; ohne Rücksicht auf Das, was dem Alter des Knaben angemessen war oder nicht, stopfte er ihn frühzeitig voll allerhand Kenntnisse und Fertigkeiten und half dadurch ohne Zweifel den Grund legen zu jener Zersplitterung der Kräfte, welche dem Jüngling und Mann nachher so viel Noth machte und ihm so schwer zu überwinden fiel.

Zum Glück indeß sollten auch diese ersten pädagogischen Experimente bald wieder unterbrochen werden. Die Großmutter Cornelia starb im März 1754, und sofort machte Johann Caspar, endlich zur vollen Selbständigkeit gelangt, sich daran, einen langgehegten Plan auszuführen, indem er das alte winkelige Haus, das ihm aus der Erbschaft der Mutter zufiel, nach dem Geschmack der damaligen Zeit und hauptsächlich nach seinem eigenen Geschmack umbauen und erneuern ließ. Wie den Unterricht der Kinder leitete er auch diesen Bau, der nun seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, persönlich. Das Haus wurde stückweise abgebrochen und ebenso wieder aufgerichtet; die Familie sollte, von einem Winkel in den andern ziehend, während des Umbaus darin bleiben. Begreiflicherweise konnte dabei von Unterricht sowie überhaupt von geregelter Erziehung keine Rede mehr sein; die Kinder, unser

Johann Wolfgang an der Spitze, dem auch bei der Grundsteinlegung des Neubaus eine festliche Rolle zugetheilt ward, liefen hier- und dorthin, sahen den Handwerkern sowie namentlich späterhin den Künstlern, die zur Ausschmückung der neu hergestellten Räume verwendet wurden, bei ihrer Arbeit zu und machten so einen gewiß höchst lehrreichen, aber nichts weniger als schulgemäßen Cursus durch.

In dieselbe Zeit fällt auch das erste Weltereigniß, welches nach Goethe's eigenem Bericht die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich zog und ihm mancherlei zu denken und zu sinnen gab. Dies ist das berühmte Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755, das mit einem Schlage so viele tausend Leben vernichtete, eine der volkreichsten und blühendsten Städte Europas in einen Trümmerhaufen verwandelte und über den ganzen Welttheil Schrecken und Entsetzen verbreitete. Goethe will davon Veranlassung genommen haben, sich allerhand Gedanken über göttliche Weltordnung, Gerechtigkeit der Vorsehung und menschliches Schicksal zu machen, ungefähr in derselben Weise, wie dies gleich darauf von Voltaire in seinem vielberufenen Gedichte „Sur le désastre de Lisbonne" geschah. Wirklich haben Goethe's spätere Biographen und Commentatoren (nur der vorsichtige J. W. Schäfer läßt die Sache wenigstens dahingestellt) kein Bedenken getragen, von dem Eindruck dieses Ereignisses, die ersten Anfänge jener religiösen Zweifel und jenes titanenhaften Ringens gegen das Schicksal abzuleiten, das dann für den Dichter des „Prometheus" und des „Faust" so charakteristisch wurde. Was uns betrifft, so will es uns nicht wohl zu Sinn, daß ein sechsjähriger Knabe bereits derartige Betrachtungen angestellt haben soll und glauben wir vielmehr, daß Goethe in den betreffenden Stellen von „Wahrheit und Dichtung" in eine jener Selbsttäuschungen verfallen ist, die uns bei der Erinnerung an unsere frühesten Kinderjahre so leicht beschleichen: er hat spätere Eindrücke vorausgenommen oder auch, was er von Andern damals und später

gehört oder in Büchern gelesen hat, mit Selbstempfundenem verwechselt.

Auch bedurfte es dieser Anregung aus der Ferne kaum, da ja schon die nächste Nähe, selbst abgesehen von dem väterlichen Hausbau, des Unterhaltenden, für die jugendlichen Sinne Merkwürdigen und Anregenden, so viel darbot. Frankfurt war schon damals — und vielleicht damals noch in höherm Grade als jetzt — eine der reichsten und blühendsten Handelsstädte Deutschlands; die Frankfurter Messen, die zu jener Zeit noch weit bedeutender waren als gegenwärtig, bildeten einen Centralpunkt des europäischen Handels und zogen aus allen Weltgegenden, namentlich auch aus Italien, einem Lande, in welchem die Goethe'schen Kinder durch die häufigen Erzählungen des Vaters von früh an heimisch waren, zahlreiche Besucher herbei. Außerdem aber war es auch eine der ältesten und historisch merkwürdigsten Städte Deutschlands; es war die Krönungsstadt des deutschen Reichs und in beiden Beziehungen von einer Masse großartiger und glänzender Erinnerungen umgeben. Auf die lebhafte Phantasie des heranwachsenden Knaben mußte das alles die mannichfachste Wirkung üben; die viele freie Zeit, deren er infolge des Hausbaues genoß, machte es ihm möglich, die Stadt in einsamen Wanderungen nach allen Seiten zu durchstreifen und Thun und Treiben der verschiedenartigsten Menschenklassen zu beobachten. Auch wurde er vom Vater frühzeitig zu kleinen Geschäftsgängen bei Handwerkern und Handelsleuten verwendet, wo er denn wiederum vielfache Gelegenheit hatte, in das Innere des häuslichen und gewerblichen Lebens zu blicken und sich eine Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben, die allerdings über seine Jahre ging, aber dem werdenden Dichter zugute kam.

Endlich war das große Unternehmen des Hausbaus vollendet, die alte Familienordnung zog wieder ein in die erneuerten Räume, die der Vater mit allerhand Kunstwerken, besonders mit zahlreichen Andenken an Italien, mit Städte-

ansichten, Abbildungen berühmter Ruinen und Bauwerke rc. ausgeschmückt hatte. Und mit dieser Ordnung wurde denn auch der lange unterbrochene Unterricht wieder aufgenommen. Allerdings war in der Zwischenzeit, da die Familie das zusammenbrechende Haus endlich doch hatte räumen müssen, ein Versuch gemacht worden, Johann Wolfgang in eine öffentliche Schule zu schicken. Allein derselbe war sehr unglücklich ausgefallen; der eigensinnige Knabe, der vom älterlichen Hause her gewöhnt war, mit einer gewissen Bevorzugung behandelt zu werden, hatte die demokratische Gleichheit der Schule höchst unangenehm empfunden und war daher bald möglichst weggeblieben, so daß es nun freilich vielerlei Lücken auszufüllen und nachzuholen gab.

Allein dem lehrbegierigen Vater war dies eben recht; er liebte es, möglichst viel auf ein mal und Alles mit einer gewissen hartnäckigen Heftigkeit zu treiben. Auch jetzt wurde der kaum siebenjährige Knabe mit den verschiedenartigsten Lectionen überhäuft. Im Lateinischen hatte der Vater sich eine eigene erleichternde Methode ausgedacht, die vielleicht nicht sehr wissenschaftlich war, den Knaben aber doch rasch vorwärts brachte. Daneben wurde Französisch und Italienisch, etwas später auch Griechisch und Hebräisch getrieben; kalligraphische Uebungen, Zeichnen, Musik, selbst Tanzen wurde nicht versäumt. An den meisten Lectionen mußte auch die Schwester Cornelia theilnehmen; ja einigen und darunter sogar dem Tanzen schloß sich der Vater selbst an, der den an sich ganz richtigen, nur von ihm zur Carricatur getriebenen Grundsatz hatte, daß der Lehrer die Uebungen seiner Scholaren möglichst selbst mitmachen müsse.

Auch außer den Lectionen las und studirte der Knabe in seiner Art viel und mancherlei: Ovid, Homer, Virgil wurden in den damals üblichen prosaischen Uebersetzungen durchgelesen, ebenso Tasso's „Befreites Jerusalem" in der Uebertragung von Koppe. Lieblingsbücher waren ferner der „Robinson", die „Insel Felsenburg" und Merian's „Topogra-

phie" mit den großen stattlichen Kupfertafeln: also alles Bücher, welche die Phantasie entzündeten und den Sinn des Knaben frühzeitig in eine ungewisse, aber ebendeshalb um so verlockendere Ferne richteten. Von den biblischen Geschichten liebte er am meisten die Erzählung von Joseph und seinen Brüdern; auch zu seinem frühesten schriftstellerischen Versuche (wenn man ihn so nennen darf) bot sie ihm Veranlassung, indem er sie in einer Reihe von zwölf poetischen Liedern darstellte; dieselben erregten die Aufmerksamkeit der bei dem Hausbau beschäftigten und dadurch auch mit dem Knaben vertraut gewordenen Künstler und wurden von ihnen theilweise in Gemälden ausgeführt. Von vaterländischen Dichtern standen Canitz, Brockes, Haller, Hagedorn, Gellert und ähnliche in der Bibliothek des Vaters und wurden häufig und mit Wohlgefallen gelesen. Dagegen war Klopstock's „Messias", schon seiner ungewohnten reimlosen Verse halber, verbotene Waare in dem Hause des kaiserlichen Raths, der in allen Stücken und also auch in der Poesie fest an dem Herkömmlichen hielt. Aber wie die Jugend stets das Verbotene liebt, so wußten auch Johann Wolfgang und Cornelia sich das verpönte Buch zu verschaffen und lasen es heimlicherweise und mit einem Eifer, der zuweilen ihr eigener Verräther ward, was denn dem strengen Vater gegenüber zu allerhand halb ärgerlichen, halb komischen Scenen führte.

Der Siebenjährige Krieg.

Während so die Goethe'sche Familie sich der wiederhergestellten häuslichen Ruhe und Ordnung erfreute, befand Deutschland, ja ganz Europa sich in der lebhaftesten und gewaltsamsten Bewegung; es war jener Krieg ausgebrochen, in welchem das kleine Preußen sieben volle Jahre hindurch der Macht beinahe des ganzen Europa gegenüberstehen und der endlich doch, nach den unerhörtesten Wechselfällen, dank dem Genie des großen Königs und der Kraft und Ausdauer seines Volkes, mit dem Triumph Preußens endigen sollte.

Ganz Deutschland, die ganze Welt nahm theil an diesem Kampfe, wenn nicht unmittelbar mit den Waffen, so doch mit den Herzen; Preußisch oder Kaiserlich, Fritzisch oder Antifritzisch waren die Stichworte der Zeit und nicht blos in Zeitungen und Staatsschriften, auf Markt und Gassen, sondern auch im Innern der Häuser, im Schoß der Familien wurde mit Eifer darüber verhandelt und gestritten.

Auch die Goethe'sche Familie ergriff der allgemeine Zwiespalt. Daß der alte Textor, der Großvater unsers Dichters von mütterlicher Seite, östreichisch gesinnt war, verstand sich von selbst; er war kaiserlicher Schultheiß und trug bei feierlichen Gelegenheiten das Bildniß Maria Theresia's an einer von ihr selbst geschenkten goldenen Kette auf der Brust. Sein Schwiegersohn dagegen, der Rath Goethe, war preußisch, und so wenig die Kinder es sonst mit dem strengen Vater hielten, in diesem Falle thaten sie es doch. Das gab denn allerhand Streitigkeiten und Spaltungen, welche das bisherige freundschaftliche Zusammenleben der weitverzweigten Familie störten, dafür aber auch freilich den Blick des Knaben frühzeitig über die häusliche Umgebung hinaus den großen Begebenheiten der Weltbühne zulenkten.

Und diese Begebenheiten sollten ihm noch näher treten. Am 2. Januar 1759 bemächtigten sich die Franzosen unter Anführung des durch die Schlacht von Roßbach hinlänglich bekannten Prinzen von Soubise durch Hinterlist der Reichsstadt Frankfurt, die nun mit zahlreicher Einquartierung und andern vermeidlichen und unvermeidlichen Kriegslasten belegt ward.

Auch der alte Goethe mußte sich entschließen, französische Einquartierung in sein Haus aufzunehmen; ein sehr fataler Umstand für ihn, theils weil sie die Feinde seines verehrten Preußenkönigs waren, theils weil er überhaupt, seiner pedantischen Natur gemäß, den Gedanken unerträglich fand, fremde Leute unter seinem Dache schalten und walten zu lassen. Doch war er bei Austheilung der Einquartierung noch glücklich genug,

indem seinem Hause eine der vornehmsten Persönlichkeiten der feindlichen Armee zugetheilt ward: Graf Thorane, der sogenannte Königslieutenant, dem es als solchem oblag, die etwa entstehenden Streitigkeiten zwischen Bürgern und Soldaten zu schlichten. Graf Thorane war ein fein gebildeter Mann, von vornehmen, echt edelmännischen Manieren. Auch interessirte er sich lebhaft für schöne Künste, namentlich für Malerei; die Maler Frankfurts und der Nachbarschaft, darunter der als Landschaftsmaler bekannte Seekatz aus Darmstadt, wurden von ihm mit umfangreichen Schildereien beauftragt, mit denen er sein Stammschloß in der Normandie zu schmücken gedachte. Da begann nun für Johann Wolfgang wieder eine lustige Zeit; sein kleines Mansardenstübchen, das ihm einen so weiten sehnsüchtigen Blick über die Nachbargärten in der Runde darbot, wurde den Malern zur Werkstatt eingeräumt, während der Knabe selbst, ähnlich wie beim Hausbau, von Einem zum Andern lief, auf Alles horchte, nach Allem fragte, und Alle durch seine drolligen Einfälle unterhielt.

Ueberhaupt war die häusliche Zucht durch die Anwesenheit des Grafen Thorane wieder sehr gelockert worden. So eingewurzelt war der Widerwille des alten Goethe gegen den Eindringling, daß selbst die Gemeinsamkeit ihrer künstlerischen Neigungen ihn nicht versöhnen konnte; murrend und grollend hielt er sich, so viel möglich, in seinem Zimmer eingeschlossen und vermied namentlich jede Begegnung mit dem verhaßten Gaste. Zuweilen jedoch konnte dieselbe nicht ganz vermieden werden, und da gab es denn nicht selten sehr unangenehme, selbst gefährliche Auftritte. So namentlich im Frühjahr 1759, am Morgen der Schlacht von Bergen (drei Stunden von Frankfurt), wo der Vater, auf eine baldige Niederlage der Franzosen hoffend, sich zu Aeußerungen hinreißen ließ, welche den Grafen Thorane in den heftigsten Zorn versetzten; Freiheit und Leben des alten Goethe schienen bedroht, und nur mit äußerster Mühe gelang es der Vermittelung wohlwollender Freunde, den erzürnten Gast zu beschwichtigen.

Bei dieser Stimmung im Hause fiel der Verkehr mit Letzterm hauptsächlich dem jungen Goethe zu. Die offene, lebhafte, einschmeichelnde Art des Knaben gefiel dem ernsten Manne; auch war er der Sprache leidlich Herr und wußte seine häufigen Vermittlerrollen ganz geschickt zu spielen. So ließ der sonst wortkarge, fast menschenscheue Graf ihn denn frei bei sich aus- und eingehen und an mancherlei Gesprächen und Erzählungen theilnehmen, welche seinen Gesichtskreis immermehr erweiterten, seine Phantasie immer lebhafter anregten. Freilich kam dabei auch wol Manches vor, was dem halbreifen Knaben besser verborgen geblieben wäre. Für seine weltmännische Ausbildung seine Lebensgewandtheit, seine Menschenkenntniß und Sprachfertigkeit war der Verkehr mit den fremden Gästen, gewiß höchst vortheilhaft; aber desto mehr Gefährliches hatte er in sittlicher Hinsicht. Es waren eben Franzosen, leichtfertige, lockere Franzosen vom Hofe Ludwig's XV., die bei ihren Gesprächen und Scherzen schwerlich immer die Rücksicht auf den Knaben nahmen, die seiner Jugend gebührt hätte.

Besonders gefährlich sollte ihm aber das französische Theater werden, das im Gefolge der Franzosen in Frankfurt eingezogen war. Schon von dem früher erwähnten Puppenspiele her war ihm eine lebhafte Theaterneigung zurückgeblieben. Dieselbe hatte mit den Jahren immer mehr zugenommen; vom Puppenspiel war man, wie das so geht, zu eigenen Darstellungen vorgeschritten. Elias Schlegel's „Canut" und „Britannicus" von Racine (im erstern spielte Johann Wolfgang den König, im letztern den Nero) waren im Kreise der Familie aufgeführt worden, und nun endlich kam dazu noch der Reiz der öffentlichen Bühne.

Goethe's Vater sah den Besuch des Theaters nicht gern; die Mutter dagegen, die sich daran gewöhnt hatte, gemeinschaftlich mit den Kindern das Gegenspiel des Vaters zu halten, begünstigte denselben, und auch der Vater gab sich zufrieden, da man ihm die Vortheile vorstellte, welche dem

Knaben daraus für seine Kenntniß der französischen Sprache erwachsen müßten. Da nun überdies der Enkel des kaiserlichen Stadtschultheiß freien Eintritt zu den Vorstellungen hatte, so war Johann Wolfgang sehr bald ein sehr regelmäßiger Theaterbesucher. Und da kam es nun bei ihm wie bei allen sehr fleißigen Theaterbesuchern: aus dem Parterre avancirte er unvermerkt auf die Bühne; nachdem er seine Neugier an dem, was vor den Couliſſen vorging, gesättigt hatte, wollte er nun auch wissen, wie es hinter denselben aussah und auch hier wieder lernte er Vieles kennen, Menschen sowol wie Dinge, was ihm füglich noch längere Zeit hätte verborgen bleiben sollen. Als Helfershelfer diente ihm dabei ein junger leichtfertiger Franzose, ein Knabe, nur wenige Jahre älter er; er selbst in seinen Erinnerungen nennt ihn Derones. Derones' Schwester war Mitglied der Schauspielertruppe; mit ihr hatte der junge Goethe seine erste, allerdings noch sehr kindische Liebelei. Ueberhaupt gefiel ihm sein damaliger Umgang mit den Franzosen so gut und das Beispiel des französischen Theaters war so mächtig, daß er selbst ein kleines Drama in französischer Sprache verfertigte, mit der stillen Hoffnung, es auf dem Theater seiner Vaterstadt aufgeführt zu sehen. Diese Hoffnung schlug nun freilich die Kritik seines Freundes Derones sehr bald nieder; doch bleibt es immerhin merkwürdig und verdient aufbewahrt zu werden, daß der erste dramatische Versuch unsers größten deutschen Dichters in einer fremden Sprache abgefaßt war.

Erste Liebe und erste Irrungen.

Endlich nach zweijährigem Aufenthalte verließ Graf Thorane das Goethe'sche Haus, und wiederum suchte der Vater das Versäumte durch verdoppelten Fleiß einzubringen. Verdoppelt wenigstens der Masse nach, wenn auch nicht nach seinem innern Werthe; die Erziehung des Knaben blieb planlos und fragmentarisch und auch seine wissenschaftliche Bildung trug das ungeordnete encyklopädische Gepräge, das

jener Zeit, da Goethe's Vater selbst sich gebildet hatte, der Zeit der Vielwisserei und todten Gelehrsamkeit, eigenthümlich war. Nur der Kopf des Knaben wurde mit allerhand Kenntnissen gefüllt, nur sein äußeres Betragen sollte nach gewissen äußern Rücksichten gemodelt werden; für sein inneres Leben, sein Herz, seine Sittlichkeit wurde wenig gesorgt. Namentlich fehlte ihm der für die jugendliche Entwickelung so wesentliche Halt des religiösen Lebens. Auf regelmäßigen Kirchenbesuch zwar wurde im Goethe'schen Hause streng gehalten, sogar die sonntäglichen Predigten mußten von dem Knaben sorgfältig nachgeschrieben werden. Allein bei diesen Aeußerlichkeiten hatte es dann auch sein Bewenden, und auch der Geistliche, der ihn um diese Zeit zur Einsegnung vorbereitete, verstand es nicht, aus den hergebrachten Formen und Symbolen den tiefern Kern gemüthlicher Empfindungen zu erwecken: sodaß auch dieser für die Jugend so wichtige Lebensabschnitt an dem jungen Goethe spurlos vorüberging.

Einen Ersatz dafür hätte ihm schon damals der Umgang mit einer Freundin seiner Mutter, dem Fräulein Susanne Katharine von Klettenberg, bieten können. Diese Dame (sie ist das Original zu den „Bekenntnisse einer schönen Seele", welche dann später in „Wilhelm Meister" eingeschaltet wurden) hatte sich nach schmerzlichen Lebenserfahrungen den sogenannten „Stillen im Lande" zugewendet. Doch trug ihr religiöses Leben bei aller Tiefe und Innigkeit nichts von dem Fanatismus an sich, welchen diese Richtung sonst wohl gegen Andersdenkende hervorzukehren liebt; sie war mild und duldsam und suchte ihre Umgebung nur durch die sanften Mittel der Ueberredung sowie vor allem durch die Macht des Beispiels nach sich zu ziehen. Doch war damals für Goethe noch nicht die Zeit gekommen, wo er auch dies Element in sein Wesen aufnehmen sollte; vielmehr scheinen es damals nur poetische Einwirkungen gewesen zu sein, durch welche der Umgang mit Fräulein von Klettenberg für ihn bildend und anregend wurde. Namentlich lenkte sie seine Aufmerksamkeit

auf die geistlichen Stoffe; außer einem epischen Gedicht in Prosa „Joseph“ (wir wissen bereits, wie lieb ihm diese Historie war) schrieb er damals verschiedene geistliche Oden, von denen eine „Ode zur Feier der Höllenfahrt Christi“ (1762) einige Jahre später, 1765, auf Veranlassung der Familie in einer frankfurter Zeitschrift gedruckt ward. Dieselbe hat sich bis auf unsere Zeit erhalten, ist auch in die neue Ausgabe der Goethe'schen Werke mit aufgenommen und bildet somit das älteste Denkmal seines poetischen Genius, das der Nachwelt aufbewahrt ist.

Neben diesen poetischen Uebungen wurde aber auch der künftige Lebenslauf bereits ins Auge gefaßt. Der Vater hatte den einzigen Sohn und Erben zum Juristen bestimmt; als vielbeschäftigter Advocat, als angesehener hochsteigender Beamter sollte der Sohn gleichsam nachholen und wieder gutmachen, was der Vater durch seine halb freiwillige, halb erzwungene Muße versäumt und eingebüßt hatte. Dem Sohn allerdings schwebte ein anderes Ideal vor: er hätte sich am liebsten den humanistischen Studien gewidmet; Gelehrter, Künstler, Dichter zu werden, war seine stille Hoffnung. Doch mußte er sich dem Willen des Vaters fügen. Bei der Treibhauseile, mit welcher dieser die Erziehung seines Sohnes betrieb, war es ganz in der Ordnung, daß auch das juristische Studium schon jetzt, nach kaum vollendetem dreizehnten Lebensjahre, also zu einer Zeit, wo andere Knaben noch als handfeste Quartaner die Bänke drücken, begonnen ward. Auch diesen Unterricht natürlich dirigirte der Vater selbst; Hepp's „Katechismus der Institutionen“, ein damals sehr beliebtes Noth- und Hülfsbüchlein, mußte auswendig gelernt werden, und auch die juristischen Freunde und Rathgeber des Alten, ein Oelenschläger, Huysgen und andere namhafte Männer der Stadt, fanden ihr Vergnügen daran, den jungen Rechtscandidaten zu unterweisen und einzuschulen.

Dies also das Leben, das der junge Goethe unter den Augen seines Vaters führte: ernst, streng, pedantisch, mit

Unterrichtsgegenständen beladen bis zum Uebermaß. Allein ein ganz anderes Schauspiel entwickelte sich, sobald er den prüfenden Blicken des Vaters entrückt war; da war er ebenso leichtfertig, ebenso übermüthig und ausgelassen, als er in Gegenwart des Vaters sich zwingen mußte, ernst und gesetzt zu erscheinen. Schon mit Derones, wie wir oben gehört haben, hatte er allerhand zweideutige Wege betreten; sie gefielen ihm, und mit der Unbekümmertheit der Jugend schritt er darauf vor, nichtachtend, wohin sie ihn führen könnten. Gleichgestellte Kameraden, wie wir wissen, hatte er nicht und doch sehnte er sich nach Umgang und Verkehr mit jungen Leuten. Endlich wurde diese Sehnsucht befriedigt, aber auf eine für ihn selbst verhängnißvolle Weise. Auf seinen zahlreichen Streifzügen durch die Stadt gerieth er allmälig in eine Gesellschaft junger Bursche von geringer Bildung und zweideutigen Sitten. Es waren Schreiber, Ausläufer und dergleichen; auf jeden Erwerb angewiesen (wir citiren größtentheils des Dichters eigene Worte) nahmen sie es auch mit der Rechtmäßigkeit desselben nach Umständen nicht allzu genau, genug, wenn er ihnen nur die Mittel gewährte, ihre leichtfertige Lebensweise fortzusetzen. Für Leute dieses Schlags mußte die Bekanntschaft mit dem jungen eleganten wohlhabenden Patricierssohn allerdings von größtem Interesse sein und wirklich war auch gleich der erste Köder, durch welchen sie ihn an sich zu fesseln suchten, sehr wirksam: nämlich seine Eitelkeit. Angehende Dichter sind in der Wahl ihres Auditoriums bekanntlich nicht sehr delicat; auch Johann Wolfgang, um nur überhaupt Jemand zu haben, der seine Verse bewunderte, verschmähte nicht, sie der zweideutigen Gesellschaft vorzutragen, die wir soeben schilderten, und mit seinem jungen Talent vor ihr zu glänzen.

Aber auf den bloßen Glanz gaben diese praktischen Köpfe nicht viel, bald kamen sie dahinter, daß das Talent ihres neuen Freundes sich auch zu baarem Gelde ausmünzen lasse. Mit einem Wort: sie veranlaßten Goethe allerhand Gele-

genheitsgedichte für Bezahlung zu fertigen; die dahin zielenden Aufträge wurden von ihnen in Empfang genommen und dem jungen Dichter zur raschen Ausführung übergeben. Anfangs sträubte der Stolz des Poeten, vielleicht auch der Stolz des Patrizierssohnes sich gegen diese Art des Erwerbes mit Heftigkeit; die Genossen jedoch wußten die Sache so glimpflich darzustellen und — was die Hauptsache war — auch den Erwerb selbst wußten sie so angenehm zu verwenden, nämlich zu kleinen Zechgelagen und Lustpartien, daß er seine Bedenken bald schwinden ließ und rüstig lieferte, was sie bei ihm bestellten.

Dies wäre nun noch ein sehr unschuldiges und harmloses Treiben gewesen; leider aber blieb man dabei nicht stehen. Es war damals überhaupt eine sittlich bedenkliche Zeit in der alten Reichsstadt; der große Reichthum hatte großen Luxus, der große Luxus große Neigung zu allerhand verbotenen Genüssen und gewagten Unternehmungen erzeugt. Schmähliche Bankrotte, Ehebruchs- und Verführungsgeschichten aller Art waren gerade in der vornehmern Welt nichts Seltenes, und bei der unseligen Frühreife, zu welcher man den jungen Goethe erzogen hatte, erfuhr er auch von diesen düstern Historien wiederum mehr als ihm dienlich war. Ja bei seiner Gewandtheit und Anstelligkeit wurde er sogar persönlich in Ereignisse dieser Art hineingezogen; ein geschickter und beliebter Unterhändler, wurde er benützt, die entstandenen Verwickelungen durch kleine Zwischenträgereien und Commissionen zu schlichten und beizulegen. Ganz gewiß geschah auch dies vollkommen arglos; seine Umgebung dachte, es sei ja eben nur noch ein Kind und beachtete nicht, daß sie selbst dies Kind schon längst aus seiner natürlichen Unschuld aufgestört hatte.

Denn daß Goethe selbst diese Dinge damals in der That nicht mehr mit Kinderaugen betrachtete, das zeigt der Eindruck, den sie auf ihn hervorbrachten und der so tief war, daß er sich noch nach einer Reihe von Jahren gedrungen fühlte, ihn poetisch wiederzuspiegeln: „Die Mitschuldigen", dies düstere unheimliche Lustspiel, das er als Student in Leipzig schrieb,

in welchem die komische Muse ein verwegenes, fast freches Spiel treibt mit den sittlich widerwärtigsten und abschreckenden Stoffen, erklärt sich nur, indem wir uns jene Knabenjahre und ihr geheimnißvolles Treiben ins Gedächtniß rufen.

Und glücklich, wenn es nur immer poetische Eindrücke geblieben wären. Allein der wiederholte Anblick dieser sittlich gelockerten Verhältnisse, die Unbefangenheit, mit welcher davon in Anwesenheit des Knaben geredet, der sträfliche Leichtsinn, mit dem er selbst dabei persönlich betheiligt ward, hatten auch ihre sehr schlimmen praktischen Folgen, die ihn selbst immer tiefer in das unheimliche Netz verstrickten und endlich zu einer Katastrophe hindrängten, durch welche seiner jugendlichen Unbefangenheit für immer ein Ende gemacht ward.

Zuvor jedoch müssen wir noch des zweiten ungleich mächtigern Magnets gedenken, durch welchen der junge Dichter an jene wüste Genossenschaft gefesselt ward. Das war die Liebe. In einer der Spelunken, in denen dieser lockere Kreis gelegentlich verkehrte, befand sich ein junges Mädchen, nur wenige Jahre älter als Goethe selbst. Ueber ihre nähern Verhältnisse hat trotz aller Nachforschungen nichts ermittelt werden können; nach Einigen wäre sie Kellnerin im Bierhaus Zum Puppenschenkelchen gewesen, nach einer andern, doch unwahrscheinlichern Tradition hätte sie sich in gleicher Eigenschaft in dem auf dem Wege nach Offenbach belegenen Gasthaus Zur Rose aufgehalten. Goethe selbst hat sie unter dem Namen Gretchen unsterblich gemacht und zwar in doppelter Gestalt: einmal im „Faust" und dann in der Schilderung, welche er in „Wahrheit und Dichtung" von diesem lieblichsten Abenteuer, dieser reinen schuldlosen Idylle auf so finsterm, ja verbrecherischem Hintergrunde, gegeben hat. Diese Schilderung ist so lebendig und von so unnachahmlicher Schönheit, daß wir auf jeden Versuch, sie hier in Kürze wiederzugeben, verzichten und uns nur mit der Bemerkung begnügen, daß Gretchen, wenigstens in der Schilderung Goethe's, genau jene Züge kindlicher Anmuth und reinster, natürlichster Weiblichkeit trägt, die wir an

den gelungensten weiblichen Charakteren seiner reifsten Epoche, einem Gretchen im „Faust", einem Clärchen in „Egmont" bewundern. Das Verhältniß war durchaus rein und unsträflich, ja der junge Liebhaber zürnte oft wegen der spröden Zurückhaltung, welche Gretchen ihm bezeigte und erging sich in Betrachtungen, die an die spätern Monologe seines Brackenburg erinnern. Dennoch war er im Verkehr mit ihr unsaglich glücklich; es war ein traumhaft poetisches Dasein, das durch den Schleier des Geheimnisses und die ganze phantastische Umgebung nur immer neue Reize gewann. Seinen Gipfel erreichte dies Glück während der Feierlichkeiten, mit denen im April 1764 die Kaiserkrönung Joseph's II. begangen ward. Nachdem seine Liebe sich so lange hatte ins Dunkel flüchten müssen, benützte er jetzt die allgemeine Verwirrung dieser Tage, sich mit der Geliebten am Arme ins Gedränge zu wagen und ihr alle Herrlichkeiten des seltenen Schauspiels zu zeigen; eine an der Seite der Geliebten durchwachte Nacht, ein erster schüchterner Kuß vollendeten sein Glück.

Allein es war auch das Letzte, was er von ihr genießen sollte. Schon am nächsten Morgen, bevor er noch das Lager verlassen hatte, brach die Katastrophe herein und zwar mit einer Vollständigkeit und einer Fülle widerwärtiger und beschämender Thatsachen, von denen der junge liebestrunkene Poet bisher selbst keine Ahnung gehabt hatte. Ueber die Details der unerwarteten Entdeckung geht Goethe selbst in den betreffenden Partien von „Wahrheit und Dichtung" aus leicht begreiflichen Gründen rasch hinweg; nur soviel verräth er, daß es sich dabei um „nachgemachte Handschriften, falsche Testamente, untergeschobene Schuldscheine und ähnliche Dinge" gehandelt.

Mit andern Worten also: der junge Patrizierssohn war unter eine Gaunerbande gerathen, welche den vornehmen Namen und den guten Anstand und nebenher auch wol die Eitelkeit und Leichtgläubigkeit des noch nicht fünfzehnjährigen

Knaben benützt hatte, ihre verbrecherischen Künste desto weiter auszudehnen und desto ungehindeter zu betreiben. Er selbst hatte begreiflicherweise nicht die mindeste Kenntniß von der wahren Beschaffenheit seiner Gefährten und ihres Treibens gehabt; um so größer war jetzt seine Beschämung und Zerschmetterung. Am meisten schmerzte es ihn, sein geliebtes engelreines Gretchen in diese schmutzigen Verhältnisse mit verwickelt zu sehen. Aber sein Schmerz verwandelte sich in Erbitterung, da er vernehmen mußte, wie sie in den gerichtlichen Verhören jede zärtliche Beziehung zu ihm abgeleugnet und sich damit entschuldigt hatte, sie hätte ihn eben nur als einen halberwachsenen Jungen betrachtet!

Im Uebrigen kam bei der Untersuchung wenig heraus. Gretchen wurde aus der Stadt gewiesen; einige der Rädelsführer traf dasselbe Schicksal, andere wurden in der Stille bestraft; Goethe selbst, gegen den nichts eigentlich Strafwürdiges vorlag, ging frei aus.

Nämlich von gerichtlicher Strafe; um so empfindlicher dagegen waren die häuslichen Folgen, welche der Vorfall für ihn hatte. Der Vater gewann daraus denn doch wol nachgerade die Ueberzeugung, daß er nicht zum Jugenderzieher berufen sei und daß seine pedantische Strenge auf der einen, die allzu zärtliche Nachsicht der Mutter auf der andern Seite den leicht entzündlichen Knaben nur vollends verderben mußte. Es wurde also ein Erzieher ins Haus genommen, der seinen Zögling keinen Augenblick verlassen durfte, sondern ihn rastlos wie sein Schatten begleitete. Aber auch abgesehen von diesem Zwang sagten die beiden Charaktere sich sehr wenig zu; der Aufseher war ein ernster strenger Mann, ein schulmäßiger Philosoph, der an Dem, was das Herz seines Zöglings erfüllte, namentlich also an seinen künstlerischen Neigungen, wenig Antheil nahm, und so blieb das Verhältniß denn gegenseitig ein sehr kühles und unerquickliches.

Unter dieser Aufsicht verlebte der junge Goethe ein höchst drückendes Jahr; die Scham über das Erlebte, der

Aerger über den unvermeidlichen Aufpasser hielten ihn von aller Gesellschaft zurück. Die Natur bildete in dieser Zeit fast seine einzige Erholung; er hielt sich viel im Freien auf, machte (natürlich in Begleitung seines Mentors) häufige kleine Reisen in die schöne Umgegend seiner Vaterstadt und suchte, was er sah, mit kunstgewandtem Griffel nachzubilden. Der Vater, zufrieden, daß der Sohn wenigstens vor neuen Excessen geschützt war, ließ ihn gewähren, und nur die Schwester Cornelia, die allmälig ebenfalls hinlänglich erwachsen war, um den harten Druck des väterlichen Regiments zu spüren, schloß sich dem vereinsamten, fast menschenfeindlichen Bruder mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an.

So nahte endlich die Zeit, wo Johann Wolfgang das Vaterhaus verlassen sollte, um das so früh begonnene Rechtsstudium durch das übliche akademische Triennium zu vollenden. Er selbst, der die Hoffnung, sich dereinst den schönen Wissenschaften zu widmen, noch immer nicht aufgegeben hatte, wäre am liebsten nach Göttingen gegangen, das eben damals mit Lehrern wie Heyne, Michaelis, Schlözer ꝛc. im Zenith seines Ruhmes stand. Allein der Vater hatte seine Studien einst in Leipzig absolvirt, mithin konnte ja gar kein Zweifel darüber aufkommen, daß der Sohn ebenfalls in Leipzig studirte. Im Herbst 1765 verließ er Frankfurt — nicht wie ein Sohn, der zum ersten male vom väterlichen Hause scheidet, sondern wie ein Gefangener, der endlich die verhaßte Kette hinter sich wirft.

III. Goethe's Jünglingsalter. 1765—75.

Erster Eintritt in Leipzig; Freundschaft und Kunst.

Es war gerade Meßzeit, als Goethe in Leipzig eintraf; das lebhafte Treiben auf den Straßen erinnerte ihn an ähnliche Schauspiele, welche er von früh auf in seiner Vater-

stadt gesehen hatte, und so bezog er frohen Muthes seine Wohnung in einem Durchgang der Großen Feuerkugel auf dem jetzigen Neumarkt.

Bald indessen sollte er merken, daß es in der That ein neuer und fremder Boden war, auf dem er sich bewegte; die Fügsamkeit gegen Andere, die Unterordnung unter eine größere Gemeinschaft, welche die häusliche Erziehung versäumt hatte ihm beizubringen, wurde allmälig nachgeholt und zwar nicht immer auf die sanfteste Weise. Zunächst mußte er es erleben, daß Hofrath Böhme, ein Freund seines Vaters, an welchen er von ihm empfohlen war, seinen Plan, die Jurisprudenz hinter dem Rücken des Vaters mit den schönen Wissenschaften zu vertauschen, als einen thörichten Einfall verwarf, womit denn seine liebsten Träume zerflatterten. Auch bei Frau Böhme hatte er eine für seine Eigenliebe höchst empfindliche Schule durchzumachen. Als eine fein gebildete, geschmackvolle Dame, fand sie an dem jungen Zögling mancherlei zu tadeln und zurechtzustutzen, von dem er anfangs gar nicht begriff, daß es anders sein könne, ja worauf er bisher wohl gar stolz gewesen war. Nicht blos sein altväterischer Anzug, der zwar aus den besten Stoffen gefertigt, aber von unmodischem Schnitte war, sondern auch seine ganze süddeutsche Lebhaftigkeit und Ungebundenheit des Wesens, seine frankfurter Sprechweise, seine häufigen Provinzialismen und derben sprichwörtlichen Redensarten erregten Anstoß, und Schritt vor Schritt mußte er sich entschließen, sich erst äußerlich, dann auch innerlich nach den zierlichen sächsischen Begriffen umzumodeln. Das kam ihm sehr hart an und machte ihn irre an sich selbst, bis der glückliche Leichtsinn der Jugend ihm endlich auch darüber hinweghalf. Sogar an seinem poetischen Talent fing er an zu zweifeln; die Muster, nach denen er sich in Frankfurt gebildet hatte, galten in dem literarisch vorgeschrittenen Leipzig, dem Hauptsitz der damaligen poetischen und kritischen Cultur, für längst veraltet, und mit Beschämung gewahrte er, daß er, der sich in der Stille wol gar

schon für fix und fertig gehalten, noch ein Beträchtliches hinter der Bildung der Zeit zurückgeblieben war.

Auch in den Vorlesungen fand er wenig Trost. In den juristischen glaubte er nichts zu hören, als was er bei seinem Vater schon längst zum Ueberdruß auswendiggelernt hatte. Ernesti, der berühmte Philolog, auf den er besonders hohe Erwartungen gesetzt hatte, war in seinen Vorträgen über Cicero's „De officiis" so langweilig und ledern, ein solcher ängstlicher philologischer Silbenstecher, daß der junge Student sich schmerzlich enttäuscht fühlte. Selbst Gellert, der berühmte Gellert war auf dem Katheder ein ziemlich ungenießbarer Mann, der überdies die Verwegenheit hatte, in den poetischen und sonstigen stilistischen Versuchen, welche Goethe bei ihm einreichte, allerhand Schnitzer gegen den guten Geschmack und die Reinheit des Stils zu entdecken. Noch weiter blieb er in seinen ästhetisch-kritischen Ansichten hinter Goethe's Erwartungen zurück. Der berühmte Lehrer stand mit seinem Geschmack noch völlig in einer längst vergangenen Epoche; die neue leidenschaftliche Dichtung, welche sich seit Klopstock entwickelt hatte, war seinem ängstlichen, maßvollen Sinne zuwider; er bekämpfte sie nicht gerade, aber er ignorirte sie, und Goethe versichert ausdrücklich, die Namen Klopstock, Lessing, Gleim, Kleist, also die glänzendsten Namen der damaligen Literatur, die eigentlichen Lieblingsnamen der deutschen Jugend, von Gellert's Lippen niemals vernommen zu haben.

Solchergestalt war denn das erste Halbjahr, das er in Leipzig verlebte, ziemlich trübe, und erst als mit dem Sommer 1766 einige frankfurter Landsleute, namentlich der ihm schon früher befreundete Johann Adam Horn nach Leipzig kamen und ihn in ihre geselligen Kreise zogen, fing er an ein wenig aufzuleben. Von besonderer Wichtigkeit wurde für ihn der Besuch eines ältern Landsmannes, des in der Folge so berühmt gewordenen Johann Georg Schlosser, seines spätern Schwagers, der, zehn Jahre älter als Goethe, damals schon eines gewissen Rufes genoß und sich bereits als Autor und Geschäftsmann

bewährt hatte. Mit ihm machte er nicht nur die Runde bei den damaligen leipziger Celebritäten, den ehedem so gefürchteten Gottsched an der Spitze, sondern Schlosser führte ihn auch in einen Kreis von Studenten und jungen Gelehrten ein, welche sich, zum größten Theil frankfurter Landsleute, in dem Schönkopf'schen Gasthause auf dem Kleinen Brühl zu versammeln pflegten. Diese Gesellschaft wurde für Goethe höchst bildend; er mußte hier lernen zuhören und die Ueberlegenheit Anderer anerkennen. Besondern Einfluß auf ihn übte die Bekanntschaft mit dem spätern Hofrath Behrisch, der damals als Hofmeister eines jungen sächsischen Edelmannes in Leipzig lebte. Behrisch, für Goethe gewissermaßen der Merck des leipziger Aufenthalts, war ein Mann von scharfem Verstande, fein gebildet, mit einem lebhaften Widerwillen gegen das Unbedeutende und Mittelmäßige; ohne selbst productiv zu sein oder sein zu wollen, kritisirte er mit unbarmherziger Strenge die poetischen Versuche seines jungen Freundes und hinderte ihn namentlich irgendetwas in Druck zu geben.

Und da Goethe nun auch sonst allerhand angenehme gesellige Verbindungen angeknüpft hatte, so führte er bald ein heiteres genußreiches Leben, bei dem freilich der eigentliche Zweck seines Aufenthalts, das juristische Studium, nur sehr nebenher betrieben ward. Man machte Verse, ging in das Theater, neckte sich mit Professoren und Literaten, verkehrte auch gelegentlich mit jungen Schönen, von denen Goethe selbst nichts Tröstlicheres zu sagen weiß, als daß sie „besser gewesen als ihr Ruf" — bis endlich ein an sich unbedeutender Auftritt, bei dem jedoch Behrisch' junger Zögling compromittirt war, zur Auflösung dieser heitern Vereinigung führte. Behrisch verließ Leipzig, und damit hatte der Kreis seinen eigentlichen Stützpunkt verloren, sowie namentlich den Hauptreiz, der Goethe bis dahin an denselben gefesselt hatte.

Um sich für den Verlust zu entschädigen und den Mismuth abzuwehren, der ihn aufs neue zu erfassen drohte, kehrte Goethe neuerdings mit besonderm Eifer zu den bil-

denden Künsten zurück. Es lebte damals in Leipzig der zu seiner Zeit hochberühmte Maler August Friedrich Oeser, Director der dortigen Kunstakademie (geb. 1717, gest. 1768). Bei ihm nahm Goethe Unterricht im Zeichnen; auch im Holzschnitt sowie späterhin im Kupferstich versuchte er sich, und auch die mündliche Unterhaltung mit dem feingebildeten kenntnißreichen Oeser und seiner geistvollen Tochter Friederike gewährte dem angehenden Künstler vielfache Anregung und Belehrung und trug wesentlich dazu bei, seine Begriffe über Kunst, Schönheit, Nachahmung der Alten und ähnliche Gegenstände zu läutern. Auch eine etwas abenteuerliche Reise nach Dresden, die ausschließlich der dortigen Gemäldegalerie galt, in welcher ihn jedoch die Italiener kaltließen, während die prächtigen lebensfrischen Niederländer ihn entzückten, fällt in dieselbe Zeit und erweiterte seinen künstlerischen Gesichtskreis ebenfalls um ein Beträchtliches.

Auch das Theater gewährte ihm vielfache Unterhaltung und Belehrung. Die Koch'sche Truppe, die damals in Leipzig spielte, war eine der besten in Deutschland; das Repertoire war ausgewählt, die damals beliebten Stücke von Elias Schlegel, Weiße, Clodius, Romanus rc. wurden häufig gegeben und boten durch ihre Vorzüge sowol wie durch ihre Fehler mannichfachen Stoff zu kritischer Erörterung und Belehrung. Und als nun endlich gar Lessing's „Minna von Barnhelm" über die Bretter ging, dieses erste und bisjetzt noch einzige deutsche Lustspiel höhern Stils, da eröffnete sich dem aufmerksamen Zuschauer eine Quelle der wichtigsten Anregungen und Betrachtungen, die auch für seine eigenen Versuche nicht ohne die nachhaltigsten Folgen blieben.

Allein bevor wir diese Versuche aufzählen, müssen wir noch erst eines neuen zärtlichen Verhältnisses gedenken, welches Goethe in Leipzig anknüpfte und das ihn nur allzu bald alle Wonnen und Qualen leidenschaftlichster Liebe empfinden ließ.

Poesie und Liebe.

Anna Dorothea Schönkopf, von Goethe selbst in „Wahrheit und Dichtung" Aennchen, in seinen an sie gerichteten Briefen gewöhnlich Käthchen genannt, lebte als Tochter des Wirthes in jenem Gasthause auf dem Brühl, in welchem der früher geschilderte Kreis sich vorzugsweise versammelte. Zur Zeit, da Goethe sie kennen lernte, zählte sie zwanzig Jahre, also drei Jahre mehr als er selbst; von lieblichstem Aeußern, schlank, frisch, jugendlich, dabei muntern und gemüthlichen Wesens, entzündete sie rasch das leicht empfängliche Herz des jungen Dichters. Im Herbst 1766 stand die Leidenschaft bereits in vollster Blüte. Es war ein schöner Kreis, der sich damals um die Liebenden versammelte: Buchhändler Reich, der Verleger Wieland's, dessen „Musarion" kurz zuvor erschienen war und Goethe in das lebhafteste Entzücken versetzt hatte; Buchhändler Junius mit seinen feingebildeten, besonders durch musikalisches Talent ausgezeichneten Töchtern; die Breitkopf'sche Familie; Häser, der Vater der berühmten Sängerin, und Andere ähnlichen Schlages. Lectüre, Musik, Komödienspiel erhielten die Freunde in fortwährender anmuthiger Bewegung; namentlich wurde auch die gefeierte „Minna von Barnhelm" zur Aufführung gebracht.

Aber schon mit dem Frühjahr 1767 trübte sich das Verhältniß. Goethe, dessen verwöhntes Herz eben Alles erst lernen mußte, selbst auch die Liebe, zeigte sich herrisch, launisch und eifersüchtig und quälte das geliebte Mädchen mit unbegründetem Argwohn. Eine zeitlang ertrug Käthchen seine Unarten geduldig, und wirklich gelang es ihrer Sanftmuth immer wieder, den thörichten Liebhaber reuig zu ihren Füßen zurückzuführen. Endlich aber riß ihr doch die Geduld; verletzt von seinen ewigen Launen und Eifersüchteleien, zog sie sich von ihm zurück und kein Bitten und Flehen des verzweifelnden Liebhabers vermochte ihm ihr Herz wiederzugewinnen. Sie verlobte sich (um dies hier beiläufig zu erwäh-

nen) im Frühling 1769 mit einem Dr. Kanne in Leipzig, mit dem sie sich auch bald darauf vermählte; mit Goethe blieb sie noch einige Zeit in Briefwechsel, sah ihn auch bei seinen spätern Besuchen in Leipzig wieder und starb endlich im Jahre 1810.

Für den jungen Dichter, der einen solchen Ausgang seiner Quälereien nicht vermuthet hatte, war das nun freilich eine höchst niederschlagende Erfahrung. Allein eben weil er ein Dichter war, wußte er auch seinem Schmerze noch etwas Anderes abzugewinnen als nur Seufzer und Thränen. „Die Laune des Verliebten", ein Schäferspiel in Alexandrinern, im damaligen Gellert=Gleim'schen Geschmack, geschrieben im Frühjahr 1767, enthält die poetische Beichte seines Unrechts und seiner Schuld. Ein anderes Erlebtes legte er im Frühjahr des folgenden Jahres in den „Mitschuldigen" nieder; über den Ursprung dieser Komödie, die eine für einen so jungen Mann wahrhaft erschreckende Welt= und Menschenkenntniß verräth, haben wir schon oben gesprochen.

Reiner als in diesen beiden Schöpfungen spiegelt sich Goethe's damalige Stimmung in den Liedern, welche in jener Zeit entstanden und von denen uns wenigstens ein Theil erhalten ist; nämlich jene ungefähr zwanzig Lieder, welche Bernhard Breitkopf, ein musikalischer Freund Goethe's, in Musik setzte und im Jahre 1770, jedoch ohne Namen des Verfassers, als bloße beiläufige Texte zur Musik, herausgab. Das Heft war lange Zeit verschollen, bis es nach mehr denn siebzig Jahren, im Jahre 1844, auf Tieck's Veranstaltung unter dem Titel: „Goethe's ältestes Liederbuch", neu abgedruckt wurde; gegenwärtig hat auch der größere Theil der Sammlung in der neuen Ausgabe der Werke seinen Platz gefunden. Einzelnes hatte Goethe selbst schon früher darin aufgenommen, aber so umgearbeitet und verändert, daß nur wenig von der ursprünglichen Fassung übriggeblieben ist. In dieser letztern offenbaren die Lieder ein heiteres, sanft bewegtes Gemüth, das sich dem Leben willig öffnet und seine

kleinen Leiden und Freuden mit Grazie poetisch zu verarbeiten bemüht ist; es sind anmuthige Spielereien, von natürlich leichtem, angenehmen Fluß, den spätern großen Dichter aber konnte noch Niemand daraus ahnen; wie sie denn auch in der That völlig unbemerkt vorübergingen.

Bedenklicher als diese poetischen Spiele war eine andere Art des Trostes, womit er sich für den Verlust seines geliebten Käthchen zu entschädigen suchte: nach der Art solcher jungen trotzigen Charaktere, stürzte er sich, Betäubung für seine Schmerzen suchend, in allerhand Ausschweifungen und Leichtfertigkeiten, die endlich im Frühjahr 1768 eine lebensgefährliche Krankheit zur Folge hatten. Ein Blutsturz befiel ihn, monatelang sah er sich ans Krankenlager gefesselt, und so war es denn eine sehr peinliche und niedergedrückte Stimmung, in welcher er endlich, mit noch nicht ganz befestigter Gesundheit, am 28. August 1768, seinem Geburtstage, die Rückreise in das Vaterhaus antrat.

Quarantaine im Vaterhause: 1768 — 70.

Schiffbrüchig war er drei Jahre zuvor aus dem Vaterhause gezogen; schiffbrüchig kehrte er dahin zurück. Gelernt hatte er in den drei Jahren seiner Abwesenheit gewiß viel und mancherlei, nur wenig oder nichts, was seinen künftigen Beruf anbetraf; dazu war er krank und misgestimmt und der strenge eifrige Vater war am wenigsten geeignet noch geneigt, ihm diejenige Nachsicht zu erweisen, deren sein krankes Herz und seine erschütterte Gesundheit bedurfte.

Im Gegentheil, der alte Goethe war während dieser drei Jahre noch finsterer und mürrischer geworden; der leipziger Aufenthalt des Sohnes, dessen wahre Beschaffenheit er aus den Briefen desselben wohl erkannte, machte ihm wenig Freude, und so wandte der ganze pädagogische Eifer des alten wunderlichen Herrn sich mit verdoppelten Gewicht auf das einzige ihm noch übriggebliebene Kind Cornelia.

Aber auch Cornelia war ein eigenthümlich geartetes Wesen, das ebenfalls nur wenig Neigung verspürte, die Launen des Vaters durch weise Fügsamkeit zu mäßigen. Von unschönem Aeußern, bei scharfem Verstande ihrer körperlichen Mängel vollständig bewußt, von herben, fast schroffen Manieren, trug sie in ihrem Innern ein weiches, liebebedürftiges Herz, wagte jedoch nicht, dasselbe zu zeigen, weil sie fürchtete, dadurch in einen Widerspruch mit ihrer Aeußerlichkeit zu gerathen, der sie der Spottlust ihrer Umgebung preisgeben könnte. In ihrem Vater erblickte sie nur den Tyrannen, der sie um den unbefangenen Genuß ihrer Jugend brachte; zu der leichtblütigen lebhaften Mutter scheint sie kein näheres Verhältniß gehabt zu haben. Das einzige Mittel, dem Druck des Vaterhauses zu entgehen, war für sie die Ehe — und doch sagte sie sich, daß sie bei ihrem unschönen Aeußern nur schwer Jemand finden würde, der sich aus wirklicher Neigung um ihre Hand bewürbe. So, vereinsamt, mit sich selbst zerfallen, faßte sie eine krankhaft leidenschaftliche Liebe für den Bruder; seine Briefe waren ihr einziger Trost gewesen, und da er nun jetzt persönlich zu ihr zurückgekehrt war, verhätschelte sie ihn mit parteiischer Zärtlichkeit und nöthigte ihre Freundinnen und Gespielen, denen sie durch die Ueberlegenheit ihres Geistes imponirte, ihn ebenfalls zu verhätscheln. Gegen den Vater lebten die Beiden in einer fortwährenden geheimen Conspiration, an der gelegentlich auch wol die Mutter theilnahm. Es ist dies überhaupt die Schattenseite dieses sonst so reichen und glücklichen Daseins, daß Goethe schon vom älterlichen Hause her kein eigentliches richtiges Familienleben kennen lernte; wir werden noch sehen, wie dieser Mangel sich an seinem eigenen Leben rächte und wie hier eine wunde Stelle blieb, die weder die Rosen der Liebe, noch der Lorber des Dichters, noch endlich das Lockenhaar des Olympiers jemals völlig verdecken konnten.

Besonders schlecht stellten sich Vater und Sohn zusammen. Der Vater hatte die Briefe, welche letzterer ihm von Leipzig

geschrieben, sorgfältig aufbewahrt und gesammelt, und mit diesem dicken Heft kam er nun angerückt, dem Sohne nachträgliche Vorwürfe über die schlecht benutzte Zeit zu machen. Dazu kam, daß Johann Wolfgang sich in Leipzig eine Menge neuer, im älterlichen Hause verpönter Ideen angeeignet hatte, die er denn, wiederum nach der Art der Jugend, zuweilen wol mit etwas mehr Emphase vortrug und behauptete, als eben nöthig und schicklich war. So gab es Tag für Tag endlose Häkeleien und die Mutter hatte alle Hände voll zu thun, um den Frieden nur wenigstens äußerlich aufrechtzuerhalten oder den gestörten doch möglichst bald wiederherzustellen.

Für den Augenblick freilich blieb die Hauptsache, daß der Sohn wieder gesund wurde; er mußte sich einer langen beschwerlichen Cur, bei strenger Diät und vielfachen Schmerzen unterziehen, bis er sich endlich im Frühjahr 1769 als völlig genesen betrachten durfte.

Aber der rechte Lebensmuth und Lebensgenuß wollte noch immer nicht zurückkommen. Nicht blos das Vaterhaus, auch die ganze Vaterstadt misfiel ihm; besonders fand er seine Landsmänninnen, die jungen Damen von Frankfurt, im Vergleich mit den Schönheiten von Leipzig plump und ungebildet, und auch das gestörte Verhältniß zu Käthchen, die sich um eben diese Zeit mit dem früher genannten Dr. Kanne verlobte, lastete auf seinem Herzen.

Bei dieser Stimmung fielen denn die leisen Mahnungen des Fräulein von Klettenberg allmälig auf einen empfänglichern Boden als früher. Sie erklärte ihm seine innere Unruhe, seine Verstimmungen ohne Grund, seine Sehnsucht ohne Gegenstand auf sehr einfache Weise: es käme Alles daher, sagte sie ihm, weil er keinen rechten Gott hätte. Durch die ganze damalige Zeit geht ein tiefes inbrünstiges Verlangen nach einem unmittelbar gegenwärtigen persönlichen Gott, dem man seine speciellsten Leiden und Kümmernisse klagen darf und der sich dann auch wol mitunter durch ein

unmittelbares persönliches Eingreifen in den Lauf der Dinge, durch Wunder und Zeichen offenbart. Die merkwürdigste Erscheinung dieser Art ist Lavater, sowie andrerseits auch die Schwindeleien eines Cagliostro, Gaßner, Mesmer ꝛc. dabei nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Der wahre Grund dieser auf den ersten Blick so disparaten Erscheinungen aber liegt in der in der Einleitung unseres Aufsatzes besprochenen Richtung des gesammten Jahrhunderts auf das Persönliche, das Individuelle; dies individuelle, persönliche Geschlecht mußte nothwendig auch einen individuellen, persönlichen Gott haben, der sich nach Umständen auch als solcher offenbarte, und so stehen der crasse Messiasglaube Lavater's und die Geisterbannereien in Potsdam und Leipzig vollkommen unter demselben Gesetz geschichtlicher Entwickelung.

Auch Goethe mußte dieser Richtung der Zeit seinen Tribut zahlen; nur daß seine glücklich organisirte Natur ihm leichter darüber hinweghalf als unzähligen Andern und daß sein künstlerischer Seherblick auch hier mitten im mystischen Graus und Wust die poetischen Goldkörner richtig herausfand. Einstweilen nahm er es sehr ernst damit; er sang und betete nicht nur mit der Klettenberg und besuchte ihre frommen Zusammenkünfte, sondern er ließ sich auch von dem Arzt, der ihn während seiner Krankheit behandelt hatte, einem Dr. Müller, einem alten wunderlichen Grübler, der selbst jener mystischen Richtung angehörte, in die Geheimnisse der Kabbala einweihen; er studirte die Lehren des Theophrast und arbeitete auf den Stein der Weisen, als ob er allen Ernstes Gold machen wollte. Das kostete manche Stunde und manchen Tag, verloren waren sie aber bei alledem nicht: es waren köstliche Vorstudien zum „Faust", dessen magische Partien ohne diese Studien niemals jene Naturwahrheit und Lebensfülle erlangt hätten, die wir jetzt daran bewundern.

Aber wie dazwischen immer wieder ein mal das Weltkind auftauchte und wie er sich dann plötzlich in den Strudel geselliger Lustbarkeit stürzte, so kehrte er auch von diesen Tie-

geln und Retorten, diesen Zauberbüchern und Goldenen Ketten, diesen Tractätlein und Ketzergeschichten bei erster Gelegenheit wieder zu den geliebten Musen zurück. Besonders eifrig studirte er in dieser Zeit Shakspeare und Wieland, in welchem letztern er damals noch einen echten Zögling der Griechen verehrte. Auch Goldsmith's „Vicar of Wakefield" sowie überhaupt die englische Literatur beschäftigten ihn vielfach. Dagegen producirte er in dieser Zeit wenig oder nichts, wenigstens nichts, was er nicht bald darauf selbst wieder vernichtet hätte, und sein Freund Horn, der um diese Zeit von Leipzig zurückkam, konnte nicht umhin, ihn etwas „stipide" und zurückgekommen zu finden.

Aufenthalt in Strasburg. Bekanntschaft mit Herder. 1770 — 71.

Endlich nach reichlich anderthalb Jahren (Ende März 1770) schlug zum zweiten mal die Stunde, die den misvergnügten Sohn aus der Oede des älterlichen Hauses befreite. Nach dem Willen des Vaters sollte der junge Rechtscandidat nach Strasburg gehen, um daselbst die Lücken seines juristischen Wissens auszufüllen und sich den Doctortitel, diese nach damaligen Begriffen wichtigste und unentbehrlichste Empfehlung für den künftigen Rechtsgelehrten, zu holen. Außerdem sollte er sich daselbst auch in der Kenntniß der französischen Sprache und Literatur, die für das bürgerliche Fortkommen damals noch weit unentbehrlicher war als heutzutage, vervollkommnen. Fräulein von Klettenberg hatte in Strasburg einige pietistische Bekannte; indem man den jungen Mann denselben zuwies, glaubte man ihn vor einem etwaigen Rückfall in die leipziger Leichtfertigkeiten gesichert.

Goethe selbst kam diese Reise höchst erwünscht. Und wenn es nichts weiter gewesen wäre, als daß er dem Vaterhause noch ein mal den Rücken kehren durfte, so hätte schon dies genügt, ihm seine alte Heiterkeit wiederzugeben. Die Stadt Strasburg mit ihren stattlichen Häusern gefiel ihm; die frucht-

bare anmuthige Umgebung, prangend im Frühlingsschmuck, entzückte ihn. Auch mit seinen geselligen Bedürfnissen fand er sich bald zurecht. Zwar die pietistischen Bekannten seiner frommen Freundin sagten ihm wenig zu; er fand in ihnen nur beschränkte Köpfe voll Unduldsamkeit und blinden Eifers, die ihm die Mystik gründlich verleideten und von denen er sich daher baldmöglichst losmachte.

Dafür trat er in einen andern höchst anziehenden Kreis ein, nämlich in die Tischgesellschaft des Dr. Salzmann, eines schon ziemlich bejahrten, gebildeten und angesehenen Mannes, der seine junge Genossenschaft ebenso durch die Gediegenheit seines Charakters wie durch das Uebergewicht seiner Bildung und seines bürgerlichen Ansehens zusammenhielt und sie zu Ernst und Scherz trefflich anzuleiten wußte. Die Gesellschaft bestand größtentheils aus Medicinern, und bei der raschen Empfänglichkeit seiner Natur sah Goethe sich bald von ihren medicinischen Unterhaltungen und Beschäftigungen mit fortgerissen; der juristische Repetent nahm seine Zeit nur wenig in Anspruch und so besuchte er um so fleißiger die Kliniken und Krankenhäuser, hörte selbst Chemie und Anatomie und nahm sogar persönlich das Secirmesser in die Hand.

Auch übrigens war ihm bald die alte fröhliche Laune zurückgekehrt; die letzten Nebel seiner pietistischen Epoche von sich schüttelnd, spielte er Karten, haschte sich und tändelte mit Mädchen, musicirte, focht, ritt, reiste und nahm auch noch ein mal Tanzunterricht, um bei den häufigen Vergnügungen dieser Art kein müssiger Zuschauer bleiben zu müssen. Ein angebliches Liebesabenteuer, welches er bei dieser Gelegenheit mit den Töchtern seines Tanzlehrers gehabt und bei dem er, wie späterhin Fernando in seiner „Stella", zwischen zwei liebenden Weibern gestanden haben will, wird von ihm selbst nur flüchtig angedeutet; vielleicht ist es sogar nur eine poetische Erfindung, um die Katastrophe, welche bald darauf seine sesenheimer Liebschaft ereilte, desto besser zu motiviren.

Bei alledem jedoch war er keineswegs das volle leichtfertige Weltkind geworden wie in Leipzig: bei aller Lebenslust und Munterkeit herrschte in dem Salzmann'schen Kreise doch ein gewisser sittlicher Ernst und auch Goethe fand Gelegenheit in dem Verkehr mit dem bekannten Jung-Stilling, der damals unter sehr gedrückten Verhältnissen in Strasburg Medicin studirte, die ursprüngliche Biederkeit, das Hülfreiche und Edle seiner Natur zu bewähren. Ein ähnlicher Charakter und zugleich einer der vertrautesten unter Goethe's damaligen Freunden war Lerse, dem er dann das bekannte schöne Denkmal im „Götz" errichtet hat.

So war das strasburger Leben also nicht blos anregend, sondern auch sammelnd. Es war die eigentliche Ergänzung zu dem leipziger Aufenthalt; wie jener negativ-kritisch, so war dieser positiv-vorbereitend. Dieser positive, sammelnde Einfluß zeigt sich insbesonders auch darin, daß die ersten Anfänge zu einigen von Goethe's bedeutendsten Werken, namentlich von „Götz" und „Faust" in diese Zeit fallen; vielleicht jedoch hatte er den Plan zu letzterm bereits von Frankfurt mitgebracht.

Nur für Dasjenige, was den eigentlichen Zweck dieses Aufenthalts hatte bilden sollen, blieb auch er wieder ziemlich unfruchtbar: das juristische Studium wurde nur oberflächlich getrieben, die französische Sprache aber mit Absicht vernachlässigt.

Denn gerade hier in Strasburg, in dieser ehemaligen Perle des Deutschen Reichs, die demselben so schmählich entrissen war, erwachte das deutsch-patriotische Gefühl des jungen Mannes; gerade hier, gegenüber einer fremden Cultur, die sich immer anmaßlicher hervordrängte, lebte in den eigentlichen bürgerlichen Schichten noch ein gut Theil alten ehrenfesten deutschen Sinnes; gerade hier erhob sich jenes Wunderwerk des strasburger Münsters, dieses Kleinod unter den Baudenkmalen des Mittelalters.

In der Schule eines Oeser und Wieland erzogen, hatte Goethe dem Münster anfangs keinen Geschmack abgewinnen können; dem allgemeinen Urtheil seiner Zeit folgend, hatte er darin wie in der sogenannten gothischen Kunst überhaupt nur ein „krausborstiges Ungeheuer" gesehen, die wunderlichen Ueberreste einer Barbarei, welcher das vorgeschrittene Geschlecht glücklicherweise hinter sich hatte. Bei längerm Aufenthalte jedoch fing er an, ihn mit andern Augen zu betrachten; wie sein patriotischer Sinn allmälig erwachte, erwachte auch sein Verständniß der alten vaterländischen Kunst und bald, mit jener Lust an den Extremen, welche der Jugend so natürlich, war er einer ihrer lautesten und eifrigsten Bewunderer. Eine wesentliche Unterstützung dabei fand er in Herder: eine Bekanntschaft, die in eben diese Zeit fällt und die nun entscheidend wurde für sein ganzes Leben.

Herder, 1744 geboren und also nur fünf Jahre älter als Goethe, hatte damals bereits einen bekannten Namen in der deutschen Literatur; ein Schüler Hamann's, war er einer der vornehmsten Apostel jenes Evangeliums von der unbedingten Berechtigung des Subjects, mit welcher die unmittelbare Hingabe an die Natur, die unbedingte Verachtung aller Regeln und Gesetze in innigstem Zusammenhange stand. Auch die Poesie sollte zur Natur zurückgelenkt werden; keine Systeme, keine Theorien, keine Autoritäten sollten mehr gelten, sondern Alles sollte der Poet aus sich selbst schöpfen und seiner alleinigen Meisterin, der Natur. Die einzigen Vorbilder, welche gestattet wurden, waren die Bibel und Homer, Shakspeare und Ossian, Klopstock und die Volkspoesie: eine etwas bunte Zusammenstellung, der aber doch das Gemeinsame zugrunde lag, daß damit eine massenhafte Opposition gegen alles künstlich Ueberlieferte, alles schulmäßig Zurechtgestutzte und Anerzogene gemacht ward.

In dieses Mysterium der freien Kunst wurde nun Goethe durch Herder, dem er als einem berühmten Schriftsteller nicht versäumt hatte, seine Aufwartung zu machen und der an der

Harmlosigkeit des jungen empfänglichen Mannes Gefallen gefunden hatte, eingeweiht. Es war keine sehr angenehme Veranlassung, die Herder nach Strasburg geführt hatte: er wollte sich daselbst durch den berühmten Lobstein von einem lästigen Augenübel befreien lassen, und auch seine sonstigen persönlichen Verhältnisse befanden sich damals in einer Ungewißheit, die dem ungeduldig reizbaren Mann doppelt empfindlich war. Unter diesen Umständen bot der Umgang mit dem jungen lernbegierigen Goethe eine ganz erträgliche Zerstreuung für ihn; er zog ihn sich zum Schüler heran, ließ ihn Shakspeare und die Alten lesen, machte ihm die Lückenhaftigkeit seiner Kenntnisse fühlbar und trieb ihm zugleich den letzten Rest französischen Geschmacks und galanter leipziger Bildung aus.

Aber auch in sittlicher Hinsicht war der Umgang mit Herder eine heilsame Schule für den verwöhnten, eigenwilligen jungen Mann. Die Operation, auf welche Herder so große Hoffnungen gesetzt hatte, misglückte; andere Umstände trafen zusammen, die ihn immer reizbarer und mislauniger machten. Diese schlechte Laune ließ er regelmäßig an dem jungen Freunde aus, während dieser doch theils durch die Pflicht des Krankenwärters, theils durch den Respect vor dem berühmten Manne sich verhindert fühlte, Herder's vielfachen, nicht immer freundlichen Spöttereien in derselben Weise zu erwidern. Mit schonungsloser Offenherzigkeit, ja fast mit einer Art von Schadenfreude hielt Herder dem jungen Dichter seine Unwissenheit vor, seine Eitelkeit, seine Leichtfertigkeit und was ihm irgend sonst von sittlichen Schlacken anhaftete; die Krankenstube Herder's wurde für Goethe eine Schule der Duldung und Selbstbeherrschung; die grausame aber feste Hand des ältern Freundes brannte unerbittlich alle faulen Flecke aus seinem Innern und nöthigte ihn, mit der neuen Kunsttheorie und der neuen ästhetischen Bildung auch einen neuen sittlichen Menschen anzuziehen.

Sesenheim.

Um Ostern 1771 verließ Herder Strasburg; die Lücke, die dadurch in Goethe's Leben entstand, würde ihm noch fühlbarer gewesen sein, hätte nicht bereits seit einiger Zeit die Hand der Liebe dafür gesorgt, die Wunde der Freundschaft zu heilen. Bei einem der häufigen Ausflüge, welche Goethe in die Umgegend von Strasburg unternahm, war er auch nach Sesenheim gekommen, einem Dorfe bei Drusenheim, sechs Stunden von Strasburg. Bei der Familie des dortigen Predigers Johann Jakob Brion, hatte er eine gastfreundliche Aufnahme gefunden; es war im October 1770, zur Zeit der Weinlese, also zu einer Zeit, wo die Geselligkeit unwillkürlich einen höhern Schwung nimmt und der allgemeine Jubel das Blut rascher durch die Adern treibt.

In dieser erhöhten Stimmung hatte Goethe die Bekanntschaft der beiden ältesten Töchter des Pfarrers gemacht, beide wegen ihrer Schönheit weit und breit bekannt. Und der Ruf hatte nicht zuviel gesagt; wie die Jüngere, Friederike, ins Zimmer trat, damals im sechzehnten Jahre, in der kleidsamen ländlichen Tracht, kindlich und unschuldvoll, fühlte der Dichter, daß sein Herz wieder ein mal verloren war. Aber diesmal ernstlicher als je; ein lustiges Studentenabenteuer hatte er beabsichtigt, und siehe da es wurde eine ernste, innige Leidenschaft daraus, die wenigstens über Eines Schicksal die Würfel für immer warf und deren Schatten auch Goethe selbst niemals ganz aus seinem Leben entfernen konnte.

Auch diese sesenheimer Idylle hat der Meister selbst mit so unnachahmlicher Grazie und dabei mit so viel sittlicher Strenge gegen sich selbst geschildert, daß es Vermessenheit wäre, wollten wir hier, in der trockenen Skizze, die uns allein verstattet ist, ausführlicher dabei verweilen. Es war ein wunderbares Verhältniß, vielleicht der reichste und jedenfalls der reinste Liebesfrühling, der einem Dichter jemals beschieden war. Alle freie Zeit, die Goethe sich von seinen strasburger Studien abmüssigen konnte, verbrachte er im Pfarrhause zu

Sesenheim, und wenn er nicht zu den Füßen der Geliebten sitzen durfte, so dichtete er Verse für sie, malte ihr nach damaliger Mode bunte zierliche Bänder oder übersetzte für sie den Ossian. Die Geliebten genossen der vollsten vertraulichsten Freiheit des Umgangs; von keiner Seite (so wenigstens stellt Goethe die Sache dar und bei der sonstigen Aufrichtigkeit seiner Beichte haben wir keinen Grund, ihn in diesem Punkt der Unwahrheit zu bezichtigen) war nie ein Wort gesprochen worden, das etwas Bindendes oder Verpflichtendes enthielt und doch betrachtete Jedermann, der das schöne jugendliche Paar zusammen durch Wiesen und Felder streichen oder sich im Ringeltanz drehen oder in der warmen Ofenecke beieinander sitzen sah, es als ganz selbstverständlich, daß diese Beiden sich angehören würden auf ewig.

Jedermann, auch die Alten, auch vermuthlich Friederike selbst, nur Einer nicht — und dieser Eine war Goethe. Goethe fühlte oder glaubte zu fühlen, daß dieses Mädchen, so ganz geschaffen ihn als Geliebte zu entzücken, doch nicht geeignet sei zu seiner Gattin; er wußte voraus oder glaubte voraus zu wissen, daß sein Vater, der Kaiserliche Rath, niemals diese Ehe seines einzigen Sohnes und Erben mit einer unbekannten mittellosen Dorfpredigerstochter zugeben würde, und auch er selbst verspürte wol nur wenig Lust, den ehrgeizigen Flug seiner Zukunft mit diesem Bleigewicht einer vorzeitigen, aussichtslosen Verlobung zu beladen. Und doch war er zu schwach, sich diesen umschlingenden Armen zu entreißen und doch konnte er dem Blick dieser großen treuherzigen Augen nicht widerstehen; mit dem Bewußtsein, daß er sie täuschte, täuschte er sie weiter und genoß ein Glück, von dem er voraussah, welche Schmerzen der Verlassenen daraus erwachsen würden. Das war die Schlange, die auf diesen Rosen lag, das der Tropfen Wermuth, der diesen Becher, in dem übrigens alle Wonnen des Lebens schäumten, vergiftete: diese mangelnde „mens conscia recti", von der er an seinen Freund Salzmann schreibt, dieses böse Gewissen,

das ihm mitten im Moment des Genusses die unvermeidliche Stunde des Abschieds — und welches Abschieds! — vor die Seele rückte.

Und endlich kam die Stunde, wo dieser Abschied sich nicht länger aufschieben ließ; die Doctorpromotion, um derenwillen er hauptsächlich nach Strasburg gekommen, war (6. Aug. 1771) abgemacht — ein wenig oberflächlich, aber genug, sie war abgemacht und nichts gab es mehr, womit er die Mahnbriefe des Vaters, die ihn nach Hause entboten, hätte umgehen oder widerlegen können. Goethe nahm Abschied von der Geliebten: aber zu feig, vielleicht auch zu barmherzig, ihr sein Unrecht zu bekennen, ließ er sie nur ahnen, daß es ein Abschied sei auf immer, und erst von Frankfurt aus gewann er den verhängnißvollen Muth, ihr den Scheidebrief zu schreiben.

Friederike empfing ihn mit edler Fassung; sie war in diesem Augenblick größer als ihr Geliebter, sie wußte ihm zu verzeihen. Aber ihr Herz blieb ihm doch zueigen und auch ihre Hand wurde keinem Andern zutheil; sie widmete sich Werken der Wohlthätigkeit, besonders der Erziehung der Jugend und starb endlich nach einem wechselvollen aber segensreichen Leben, verehrt von Allen, die sie gekannt hatten, im Jahre 1813, also genau in demselben Jahre, ja vermuthlich in denselben Monaten, da Goethe mit dem dritten Band von „Wahrheit und Dichtung" beschäftigt war, der die Verherrlichung ihres Jugend- und Liebelebens enthält und der bereits im folgenden Jahre in die Oeffentlichkeit trat. Später haben dann freilich theils Schmähsucht, theils plumpe Neugier den Versuch gemacht, ihren Ruf anzutasten und Disteln auf das Grab der edlen Dulderin zu pflanzen. Allein die sorgsamsten kritischen Nachforschungen, die infolge dessen angestellt wurden, haben immer nur aufs neue bestätigt, daß keine Art von Makel auf Friederikens Namen lastet und daß sie der schmerzlichen Ehre, die Geliebteste und Lie-

benswürdigste gewesen zu sein von allen Geliebten Goethe's, jederzeit würdig geblieben ist.

Anders steht es mit Goethe selbst. Daß dieser ein schweres Unrecht gegen Friederike begangen und daß der Name Sesenheim einen Flecken bildet auf seiner Dichterkrone, kann unsers Bedünkens nur die Frivolität oder der Unverstand leugnen. Aber Goethe hat sein Unrecht wenigstens gebüßt — er hat es gebüßt durch das offene ehrliche Bekenntniß seiner Schuld, und auch die härtere, die praktische Buße hat die allwaltende Nemesis ihm nicht erlassen: dem Manne, der es in jugendlichem Uebermuth aus Eitelkeit und Schwäche verschmäht hatte, die bescheidene Pfarrerstochter zu seiner Gattin zu erheben und wenn zehntausend Väter und zehntausend Kaiserliche Räthe sich dagegen gesetzt hätten — dem Manne ist dafür auch niemals die Hand eines edlen, reinen Weibes zutheil geworden, er hat nie das Glück des häuslichen Herdes gekannt, eine Maitresse waltete in seinem Hause, der er nur nachträglich, halb aus Mitleid und halb aus Scham, das Almosen seines Namens zuwarf, der einzige Sohn aber, der ihm aus diesem wüsten Verhältniß übriggeblieben war, ein Sohn, den die Lorbern seines Vaters erdrückt und unglücklich gemacht hatten, ging vor ihm in die Gruft und ließ dem mehr als achtzigjährigen Greise nichts als die Hoffnung ihm bald nachzufolgen.

So sind die Thränen der sesenheimer Friederike gerächt worden.

Rückkehr nach Frankfurt. Bekanntschaft mit Merck. Herbst 1771 bis Frühjahr 1772.

In Frankfurt galt es nun vor allem, den Grund der künftigen Praxis zu legen. Mit Hülfe der Gebrüder Schlosser, von denen der jüngste, der uns schon von Leipzig her bekannte Johann Georg, sich eben damals um die Hand Corneliens bewarb, gelang es dem neugebackenen Doctor utriusque auch wirklich eine Art von Clientschaft zusammenzubringen, von der er freilich selbst einräumt, daß sie sich zunächst noch

immer „in Nebenstunden“ abmachen ließ. Das Verhältniß mit dem Vater stellte sich nur wenig besser als früher, und wiederum war die Schwester Cornelia die einzige Zuflucht, die er in der „Spelunke“ Frankfurt — so schalt er seine Vaterstadt — hatte.

Um so begieriger ergriff er die Gelegenheit nach auswärts hin Verbindungen anzuknüpfen, die seinem unruhigen Geist und seinen poetischen Neigungen mehr zusagten als das prosaische Treiben der Vaterstadt. In dem benachbarten Darmstadt herrschte damals, begünstigt durch die Sympathien des Hofes, in den höhern und mittlern Kreisen der Gesellschaft ein lebhaftes literarisches Interesse. Goethe, durch Herder, dessen Braut in Darmstadt lebte, dahin empfohlen, hatte das Glück, in diese Kreise eingeführt zu werden. Ganz besonders anregend war für ihn der Umgang mit Johann Heinrich Merck, hessen-darmstädtischem Zahlmeister und Kriegsrath (1741 — 91). Merck hat, zum Theil durch Goethe's Schuld, späterhin das Schicksal gehabt, vom Publicum sehr verkannt zu werden. Namentlich hat man in ihm das Urbild zum Mephistopheles gesehen, während er doch in der That ganz das Gegentheil dieses ewig verneinenden Geistes war, nämlich ein thätiger wohlwollender hülfreicher Mann, der seine Freude daran hatte, Andere, insbesondere jüngere Kräfte zu fördern und auf den richtigen Weg zu bringen. Freilich war er zugleich ein sehr klarer ruhiger Kopf, dessen nüchterne Schärfe einem jungen Phantasten, wie Goethe damals noch war, mitunter recht unbequem fallen mochte. Allein nur um so wichtiger wurde sein Einfluß auf den jungen Dichter; er vollendete gleichsam jenes Erziehungswerk, welches Herder in Strasburg begonnen hatte und veranlaßte Goethe, sich selbst mit größerer Sorgfalt zu beobachten. Insbesondere mahnte und trieb er ihn, das reiche Talent, das in ihm wohnte und das der Blick des Freundes wohl erkannte, nicht zu verzetteln, sondern sich zu größern Schöpfungen zusammenzufassen. Auch eröffnete er ihm aller-

lei literarische Bekanntschaften, von denen diejenige mit Fr. Chr. Höpfner in Gießen, dem später so berühmten Juristen, sowie mit verschiedenen andern dortigen Gelehrten von vorzüglicher Wichtigkeit für ihn wurde. Dieselben nahmen an einer gelehrten Zeitschrift theil, den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", deren Redaction damals auf Merck's Betrieb der mehrgenannte Schlosser übernommen hatte. Auch Goethe wurde zur Mitarbeitschaft eingeladen und lieferte infolge dessen für die Jahrgänge 1772 und 1773 des genannten Blatts eine Reihe von Recensionen über Sulzer, Wieland, Denis, Bahrdt, ferner über Homer, die damals beliebte Bardenpoesie ꝛc., in welchen er die von Herder empfangenen ästhetischen Grundsätze weiter ausführte und praktisch anzuwenden suchte. Die Aufsätze sind frisch und kräftig, in dem zu jener Zeit üblichen derben, etwas studentischen Tone geschrieben und müssen als ein wichtiges Ferment der großen literarischen Umwälzung betrachtet werden, die sich damals in Deutschland vorbereitete. Auch einige andere kleine Schriften, welche zu derselben Zeit entstanden, haben wir als Nachklänge jener strasburger Epoche anzusehen. Es sind erstlich ein fliegendes Blatt: „Von deutscher Baukunst", eine Verherrlichung des strasburger Münster in Hamann'schem Stil; ferner ein „Brief des Pastors N. an den neuen Pastor zu N. N.", in welchem er sich mit Klettenberg'scher Milde über das Wesen der Religion und die Pflichten gegen Andersdenkende äußert; endlich ein Abschnitzel der kirchengeschichtlichen Studien, die er zum Behuf seiner Doctorschrift getrieben: „Zwei wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben."

Aufenthalt in Wetzlar. Anfänge des „Werther" und Veröffentlichung des „Götz". 1772 — 73.

Da der junge Advocat an seiner frankfurter Praxis noch nicht viel versäumte, so hielt der Vater es für zweck-

mäßig, ihn zum gänzlichen Abschluß seiner juristischen Studien für einige Zeit nach Wetzlar zu schicken, wo damals noch das berühmte Reichskammergericht bestand und zahlreiche junge Juristen aus allen Gegenden Deutschlands, die hier gleichsam die letzte Hohe Schule durchmachen, den letzten Schliff in der wichtigen Kunst des Processirens erlangen wollten, um sich versammelte. Goethe, von dem wir wissen, wie lästig ihm der Aufenthalt in Frankfurt war, folgte dem väterlichen Beschluß mit Freuden und begab sich im Frühjahr 1772 nach Wetzlar. Unter den jungen Männern, denen er hier näher trat, und die mit Vorliebe einen gewissen derben, kräftigen Ton unter sich cultivirten, wie wir ihn dann auch im „Götz“ abgespiegelt finden, ist besonders Friedrich Wilhelm Gotter aus Gotha (1746—97) zu nennen: eine liebenswürdige milde Natur, die sich im Grunde mehr der französischen Eleganz zuneigte, aber doch den derben kräftigen Ton der Zeit nach Gelegenheit ebenfalls mitmachte. Durch Gotter, der schon Verschiedenes mit Beifall hatte drucken lassen, kam Goethe in Berührung mit den Dichtern des Göttinger Bundes; namentlich benutzte er den unter dem Einfluß des Bundes erscheinenden „Göttinger Musenalmanach“, einige damals entstandene lyrische Gedichte zu veröffentlichen. Mit Karl Wilhelm Jerusalem, dem Sohn des berühmten Theologen, der sich bald darauf (October 1772) durch einen Pistolenschuß das Leben nahm, stand Goethe in keinem näheren Verkehr; er sollte auf andere Weise für ihn von Wichtigkeit werden.

Sehr intim dagegen war sein Umgang mit Johann Christian Kestner aus Hannover, einem Freunde Jerusalem's, und seiner Braut Charlotte Buff in Wetzlar. Sie ist das Urbild der Werther'schen Lotte. Goethe selbst bezeichnet sie als eine heitere gesunde Natur, „die gesundeste Luft“, sagt er, „wehte in ihrer Umgebung“. Der Umstand, daß sie die Braut seines Freundes, schien jede Gefahr eines leidenschaftlichen Verhältnisses zu beseitigen, und mit völliger Unbefan-

genheit überließ der junge Dichter sich dem anmuthigen Eindruck des geliebten Wesens.

Denn dies wurde sie ihm nur allzu bald. Kestner war viel beschäftigt, Goethe, nach dem aufgeknöpften, enthusiastischen Tone der Zeit, ihr beständiger Begleiter: — war es ein Wunder, daß er die Gelübde vergaß, die er sich selbst beim Abschied von Friederiken gethan und daß sein Herz in hellen Flammen stand, bevor er es selbst noch ahnte? Merck, der ihn im Laufe des Sommers in Wetzlar besuchte, erkannte die Gefahr und suchte ihr den Freund zu entreißen; er nahm ihn mit sich auf einer Rheinreise nach Koblenz, wo er ihm die Freundschaft der damals als Romanschriftstellerin gefeierten Sophie Laroche, der Jugendgeliebten Wieland's, verschaffte, und veranlaßte ihn dann, nach Frankfurt zurückzukehren.

Allein diese Trennung brachte die Leidenschaft im Herzen des Dichters erst recht zum Ausbruch; in häufigen Briefen und Tagebuchblättern strömte er sie aus, er lebte und webte nur in ihr, alle Gedanken waren nach Wetzlar und Charlotten gerichtet. Kestner hatte die längst gewünschte Anstellung als Archivrath in Hannover erhalten, der Tag, der ihn auf ewig mit Charlotten verbinden sollte, rückte heran, und je mehr er sich näherte, desto höher stiegen die Qualen und Kämpfe des hoffnungslos Liebenden. Es war eine furchtbare Schule der Entsagung, welche Goethe hier durchmachen mußte: auf der einen Seite das geliebte Wesen, so vertraulich, so unbefangen, und seine eigene glühende Sehnsucht, auf der andern das Gebot der Pflicht, die Ehre des Freundes, dessen brüderliches Vertrauen er unmöglich täuschen durfte. Goethe rang — rang mit dreiundzwanzig Jahren wie ein Mann: „er wandelte in der Wüste, da kein Wasser, sein Haar war sein Schatten und sein Blut sein Brunnen.“ Schon kämpfte er mit dem Gedanken des Selbstmords; aber die sittliche Kraft war größer als das Verlangen, die jugendliche Gesund-

heit seiner Seele mächtiger als die Verzweiflung, und so behielt er den Sieg.

Doch that ihm eine Abziehung aus diesen trüben verzehrenden Kämpfen dringend noth und er fand sie, wo sie der Dichter immer findet: bei der Muse. Schon in Strasburg war er durch die Lebensgeschichte des Ritter Götz von Berlichingen, wie dieser sie selbst in treuherzig naivem Stil niedergeschrieben, lebhaft angezogen worden; er hatte angefangen, sie zu dramatisiren und zwar in jener neuen schrankenlosen Form, als deren Meister und Muster man damals Shakspeare betrachtete. Es dauerte lange, bevor der junge Dichter sich genugthun konnte; mehrmals arbeitete er sein Werk um und erst auf Merck's dringendes Zureden entschloß er sich im Lauf des Jahres 1772 es zu veröffentlichen. Da er keinen Verleger dafür finden konnte, so ließ er es auf eigene Kosten drucken; es erschien zu Ostern 1773. Die ästhetische Würdigung der Goethe'schen Schriften liegt, wie wir schon im Eingang bemerkt haben, außer den Grenzen dieser Skizze, und so führen wir nur kurz an, daß das Werk in ganz Deutschland das ungeheuerste Aufsehen machte und namentlich bei der Jugend den außerordentlichsten Enthusiasmus erregte; der unbekannte frankfurter Advocat ohne Clienten war auf ein mal zu einem der gefeiertsten Namen Deutschlands, zum Führer und Abgott einer ungestümen, thatenlustigen Jugend geworden, die ihrem Freiheitsdrang zunächst kein anderes Genüge thun konnte, als daß sie die Regeln der alten Aesthetik über den Haufen warf und eine neue Kunst, eine Kunst der Regellosigkeit und Formlosigkeit proclamirte. Mit dem „Götz" beginnt eine neue Epoche der deutschen Literatur; waren auch die ersten Aeußerungen derselben noch ziemlich wüst und tumultuarisch, so lag doch ein Kern von Kraft und Gesundheit darin, der ihre Auswüchse beiweitem überwog.

Unter den poetischen Freunden und Verehrern aus dieser Zeit sind besonders Johann Michael Reinhold Lenz, dessen

Bekanntschaft Goethe schon in Strasburg gemacht hatte, sowie Goethe's Landsmann Friedrich Maximilian Klinger (geb. 1753, gest. als russischer General und Curator der Universität Dorpat 1831) zu nennen, dessen bald darauf erschienenes Drama „Sturm und Drang" der ganzen Epoche den Namen gab. Auch mit Lavater, den Grafen Stolberg, den Brüdern Friedrich und Georg Jacobi und andern strebenden Geistern der Zeit wurden freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, und selbst Vater Goethe, so lästig ihm die häufigen literarischen Einquartierungen auch fielen, konnte doch ein behagliches Schmunzeln über den steigenden Ruhm des Sohnes nicht unterdrücken.

Dieser selbst fühlte sich durch den unerwarteten Erfolg seines „Götz" natürlich sehr gehoben und diese gehobene Stimmung offenbarte sich dann sofort in einer Reihe von größern und kleinern Plänen und Productionen, die er damals rasch hintereinander aufs Papier warf. „Faust" wurde vorgenommen, der Plan zu einer Tragödie „Cäsar" entworfen und eine Reihe kleiner dramatischer Arbeiten, meist im Stil des Hans Sachs, den er damals kennen und schätzen lernte, und auf literarische und gesellige Ereignisse seines Kreises bezüglich, vollendet. So das „Fastnachtsspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten", in welches Herder's Brautstandsgeschichte hineinspielt, der „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", „Der Jahrmarkt zu Plundersweilen". Auch „Götter, Helden und Wieland", eine „Farce", durch welche Goethe sich von dem als französisch erkannten Geschmack des einst sonst so verehrten Wieland völlig lossagte, wurde damals „in Einer Sitzung, bei einer Flasche Burgunder" niedergeschrieben. Das muthwillige Werkchen war, wie auch die vorgenannten, nur zur Privatunterhaltung des nächsten Goethe'schen Kreises bestimmt; zweideutige Freunde ließen es hinter dem Rücken des Dichters drucken und hätten ihm damit leicht eine unangenehme literarische Fehde erwecken können, hätte Wieland nicht den unerwarteten Angriff mit

musterhafter Urbanität und Klugheit aufgenommen und ihm dadurch selbst die Spitze abgebrochen.

Werther.

Allein weit entfernt, durch diese kleinen Arbeiten wirklich ausgefüllt zu werden, trug der Geist des Dichters sich eben damals mit einem Werke, das in die tiefsten Abgründe seiner Seele hinabreichte und das denn auch bald alles Andere bei ihm verdrängte. Das war „Werther". Ueber die Entstehung und geschichtliche Beziehung des „Werther" haben wir schon vorhin einige Andeutungen gegeben. Es sind dabei zwei ungleichartige Elemente zu unterscheiden: erstlich die tragische Geschichte des jungen Jerusalem und zweitens Goethe's eigene Liebe zu Charlotte Buff, der Braut seines Freundes Kestner. Jener hat ihm einige äußere Anhaltspunkte sowie namentlich die Katastrophe des Helden geliefert; in dieser dagegen wurzelt der eigentliche Lebensnerv des Werks, ihr verdankt es seine unübertreffliche Wahrheit, ihr die Glut und Neuheit seiner Darstellung, sowie den beispiellosen Erfolg, den es in Deutschland, in Europa, in der ganzen Welt hatte und der sich noch jetzt erneuert mit jedem neu heranwachsenden Geschlecht. Noch niemals waren die Kämpfe und Qualen, die Wonnen und Freuden einer ausschließlichen, sich selbst zerstörenden Leidenschaft in dieser Vollständigkeit, mit dieser erschütternden Wahrheit und Lebendigkeit geschildert worden; noch niemals hatte ein deutscher Dichter diese Gewalt der Darstellung, niemals die deutsche Sprache diesen Zauber entfaltet. Werther wurde das Ideal des jungen ungeduldigen Geschlechts, das keine Schranke neben, kein Gesetz über sich erkennen wollte; nur die Unbedingtheit der Leidenschaft und das schmerzlich wollüstige Wühlen in ihr, der Selbstgenuß des Individuums bis zur eigenen Vernichtung desselben gewährte diesem Geschlecht Befriedigung, und mit Entzücken fand es den poetischen Ausdruck dafür

im „Werther", dessen Verfasser nun der Abgott aller jungen schwärmerischen Herzen wurde.

Und doch, wie die kürzlich veröffentlichten Originalbriefe Goethe's an Kestner und seine Braut beweisen, war der Dichter unendlich größer als sein Held, und noch größer als der Dichter war der Mensch Goethe. Werther ist Goethe, allerdings: aber ohne die sittliche Kraft seiner Resignation, die sich eben durch das Kunstwerk frei machte. Werther weiß nur unterzugehen, der Dichter, der in denselben Qualen gerungen, weiß sie zu besiegen; so oft auch der verlockende Gedanke der Selbstvernichtung sich an ihn herandrängt, er hat ihn zurückgewiesen, er bleibt leben, die Fluten, die seinen Helden verschlingen, müssen sich theilen vor ihm, und aufrechten Hauptes, durch Entsagung gereinigt, betritt der Gerettete, der durch eigene Kraft Gerettete, den Boden eines neuen Lebens.

Das Buch wurde im Frühjahr 1774 im Verlaufe weniger Wochen gleichsam hingeschleudert. Das trübe Schicksal Corneliens, die seit dem Herbst 1773 mit Schlosser vermählt war, ohne doch in ihrer Ehe die rechte Befriedigung zu finden, sowie das ähnliche Schicksal einer liebenswürdigen jungen Freundin, Marimiliane Laroche, einer Tochter Sophiens, vermählten Brentano zu Frankfurt, preßten auf der Seele des Dichters und vermehrten die trübe Stimmung, von der er sich eben durch sein Buch zu befreien suchte. Sechs Monate später im Herbst 1774 erschien dasselbe im Druck; die Wirkung war, wie gesagt, beispiellos.

Doch sollte sie für Goethe persönlich zunächst nur wenig Erfreuliches haben. Das Kestner'sche Ehepaar fühlte sich gekränkt durch die Unbefangenheit, mit welcher der Dichter es in die Oeffentlichkeit gezogen hatte; die Kritik, vorzüglich die berliner, die sich schon damals durch besondere Nüchternheit auszeichnete, entsetzte sich über die Unsittlichkeit des jungen Dichters, man machte ihn verantwortlich für die Thorheiten, welche einige allzu heiße Köpfe im Namen seines Buches be-

gingen, Schriften und Gegenschriften wurden gewechselt, die Geistlichen von den Kanzeln predigten gegen ihn — kurz, es gab ein Aufsehen und einen Lärm, der dem Dichter aufs gründlichste verhaßt war und ihn für längere Zeit zu dem Entschluß brachte, nichts mehr drucken zu lassen, sondern nur für sich selbst und den nächsten Kreis seiner Freunde zu schreiben.

Doch sind wir damit der Zeit theilweise vorausgeeilt. Während der sechs Monate, welche bis zu Veröffentlichung des „Werther" vergingen, führte der Dichter, nachdem diese Last nun ein mal abgewälzt und somit gleichsam mit der Vergangenheit abgeschlossen war, ein heiteres, genußvolles Leben. Selbst die frankfurter Schönen kamen ihm jetzt nicht mehr so unbedeutend vor wie anfangs; zu einer derselben, Anna Sybylle Münch, trat er sogar in ein freundschaftlich galantes Verhätniß, das auch literarisch wichtig geworden ist, indem er auf Auffoderung dieser Dame den „Clavigo" schrieb, ein Stück, das zwar nach Merck's derbem Ausdrucke nur „Quark" war gegen Das, was der Dichter hätte eigentlich schreiben können, das aber doch ein bemerkenswerthes Zeugniß gibt von der Gestaltungskraft und dem frischen dramatischen Leben, das ihn damals erfüllte. Daneben ließ er „Cäsar" und „Faust" nicht aus den Augen; von neuen Plänen kamen „Mahomet", der „Ewige Jude" und „Prometheus" hinzu. Auch studirte er damals eifrigst den Spinoza, dessen großartige Lehre von der Resignation seiner damaligen Gemüthsverfassung so ganz zusagte und der auch von allen Philosophen, alten wie neuen, am meisten und dauerndsten auf ihn eingewirkt hat.

Auch das äußere Leben verlief unter mannichfaltiger Anregung. Fräulein von Klettenberg schied um diese Zeit aus dem Leben (December 1774); doch wurde die Lücke bald durch neue ansprechende Bekanntschaften ersetzt. Lavater besuchte ihn in Frankfurt; eine Rheinreise, die er mit ihm gemeinschaftlich machte, verschaffte Goethe die Bekanntschaft

Heinse's und des Jacobi'schen Kreises zu Pempelfort. Im Herbst reiste Klopstock durch Frankfurt, und der junge ruhmgekrönte Dichter verfehlte nicht, dem Altmeister der damaligen vaterländischen Literatur seine Aufwartung zu machen. Mit den Gebrüdern Stolberg wurde ein lebhafter Briefwechsel unterhalten, dem sich auch die Schwester derselben, Gräfin Auguste, eine eigenthümliche, tiefe, empfindungsreiche Seele, aus der Ferne anschloß. Dazwischen meldete sich auch ein Herr von Knebel, der mit dem Erbprinzen von Weimar, Karl August durchreiste; Goethe wurde dem jungen geistvollen Fürsten vorgestellt und flößte ihm rasch eine lebhafte Zuneigung ein.

Lili.

In dasselbe wichtige Jahr fällt jedoch noch eine andere Bekanntschaft, die sehr bald ein sehr leidenschaftliches Gepräge annahm und bei der wir daher noch einen Augenblick verweilen müssen. Unter den gastlichen Häusern Frankfurts, die sich jetzt um die Bekanntschaft des jungen berühmten Autors bewarben, war auch das Haus der Frau Schönemann, geb. d'Orville, einer reichen oder doch für reich gehaltenen Kaufmannswitwe, welche einen ihrem Rufe entsprechenden Aufwand machte. Goethe fühlte sich in den glänzenden Cirkeln derselben wenig heimisch; aber die Tochter vom Hause, Elisabeth, in Goethe's Gedichten Lili, auch Belinde genannt, fesselte ihn. Sie war eine Erscheinung wie sie in diesen Kreis paßte: jung, schön, glänzend, vielleicht auch ein wenig kokett; gegen seinen Willen hielt sie den Dichter am Spieltisch fest und machte ihn zum Sklaven ihrer Launen. Da die Partie auch äußerlich viel Annehmbares hatte, so gewann das Verhältniß, besonders durch das Zuthun vorsorglicher Freunde und Freundinnen, bald einen sehr ernsthaften Anstrich; der Widerspruch des alten Goethe, dem eine minder glänzende Schwiegertochter lieber gewesen wäre, wurde beseitigt und die Verlobung des jungen Paares (April 1775)

öffentlich verkündigt. Zwei Singspiele: „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa-Bella", beide besonders in der ältern prosaischen Abfassung, sowie eine Anzahl kleinerer Gedichte geben uns ein Abbild des Verhältnisses; ein drittes Stück „Sie kommt nicht", das Goethe im Sommer desselben Jahres zur Feier ihres Namenstages schrieb, ist verlorengegangen. Auch die „Stella, ein Schauspiel für Liebende", die in dieselbe Zeit fällt und in der Reminiscenzen des strasburger Aufenthalts, des „Götz" und des „Werther" wiederkehren, wurde unter dem Einfluß dieser Leidenschaft vollendet.

Doch sollte dieselbe nicht lange ungetrübt bleiben. Trotz des Zaubers, mit welchem Lili ihn gefangen hielt, konnte der Dichter selbst sich doch nicht verbergen, daß die beiderseitigen Charaktere im Grunde nur wenig zueinander paßten und daß die schöne, stolze, an rauschende Vergnügungen gewöhnte Kaufmannstochter wol eigentlich nicht das Weib war, dessen der Poet, der Künstler zu seinem Lebensglück bedurfte. Dieses Bewußtsein, wie er es täglich von sich scheuchte und wie es täglich mit verdoppelter Gewalt zurückkehrte, versetzte ihn in die heftigste Unruhe; kleine Zerwürfnisse mit der Geliebten, sowie die Sorge wegen der künftigen äußerlichen Stellung kamen dazu, und so war es eine Art von Flucht, als er sich entschloß, die Grafen Stolberg, die ihn im Mai 1775 in Frankfurt besuchten und die damals noch mit dem ganzen wüsten Gepränge der Kraftgenies auftraten, auf eine Reise in die Schweiz zu begleiten. Unterwegs besuchte er Cornelien, die mit ihrem Manne in Emmendingen im Breisgau lebte; selbst unter der Last einer unbefriedigten Ehe leidend, drang sie mit Heftigkeit in ihn, das Verhältniß zu Lili aufzugeben, und vermehrte dadurch seine Zweifel und Qualen.

Auch der Aufenthalt in der Schweiz, wo er besonders bei Lavater in Zürich verweilte, wurde ihm dadurch verbittert. Doch faßte er damals, in der republikanischen Umgebung der Schweiz, den ersten Gedanken zum „Egmont", der freilich erst viele Jahre später vollendet werden sollte.

Ende Juli war er wieder in Frankfurt zurück; die Nähe der Geliebten entzündete seine Leidenschaft von neuem, während auch alle Uebelstände und Widersprüche, die in dem Verhältniß lagen, sich ebenfalls erneuten. Endlich zu Anfang October erfolgte der Bruch; die Verlobung wurde aufgehoben. Lili vermählte sich später mit einem Herrn von Türkheim in Strasburg, als dessen Gattin sie sich die allgemeinste Achtung erwarb; sie starb 1816. Goethe aber, dem der Aufenthalt in Frankfurt durch diese unglückliche Begebenheit nun völlig verleidet war, beschloß seiner Vaterstadt aufs neue und diesmal auf längere Zeit den Rücken zu wenden.

Der Vater, dem noch immer sein eigener Aufenthalt in Italien in rosigster Beleuchtung vor der Seele stand, wünschte, der Sohn möchte auf einige Zeit nach Italien gehen, um im Studium der dortigen Kunstwerke seine höhere Bildung zu vollenden. Der Sohn war auch sehr geneigt dazu, nur wünschte er vorher noch einen Besuch in Weimar zu machen, wohin der junge Fürst, der kurz zuvor auf der Reise zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise von Darmstadt abermals durch Frankfurt passirt war, ihn aufs verbindlichste eingeladen hatte. Auch dazu gab der Vater seine Beistimmung. Es war Abrede genommen, daß ein Hofcavalier des Fürsten mit einem herzoglichen Wagen durch Frankfurt kommen und Goethe mitnehmen sollte. Der Tag der Durchreise war festgesetzt worden, Goethe machte seine Abschiedsbesuche — allein wer nicht kam, war der Cavalier. Der Vater, der zu den fürstlichen Bekanntschaften des bürgerlichen Doctors der Rechte kein rechtes Zutrauen hatte, höhnte und neckte, bis dem Sohne endlich die Geduld riß; die sofortige Reise nach Italien ward beschlossen, Goethe verließ Frankfurt und schon wollte er von Heidelberg, wo er in einem befreundeten Hause einige Tage verweilt hatte, weiterreisen — als eine Estaffette ihn bei Nacht und Nebel nach Frankfurt zurückrief. Zufällige Hindernisse hatten die Reise des Cavaliers verspä-

tet; jetzt war er da und versicherte, ohne Goethe nicht vor seinem fürstlichen Gebieter erscheinen zu dürfen.

So entschloß Goethe sich denn ihn zu begleiten; am 7. November 1775 langten die Reisenden in Weimar an.

IV. Goethe's Mannesalter. 1775 — 1810.

Erster Eintritt in Weimar. Sturm und Drang.

Unter den zahlreichen und bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen Goethe während seines langen Lebens in näherer Verbindung gestanden, sind eigentlich nur zwei, die ihm vollkommen ebenbürtig, sowol an Größe des Geistes wie an Hoheit des Charakters: das sind Schiller und Karl August. Karl August, den die deutsche Geschichtschreibung noch lange nicht hinlänglich gewürdigt hat, ist eine ganz ähnliche Erscheinung wie Goethe selbst, nur daß das Gewicht bei ihm nicht in die ästhetische, sondern in die praktische Sphäre fällt; er ist der vollendete Mensch des 18. Jahrhunderts auf dem Throne, die schöne enthusiastische Seele, die unter dem Fürstenkleide so frei und menschlich schlägt, als wäre sie im Bettlergewande geboren, und die daher auch an allem Schönen und Würdigen den thätigsten, menschlich freiesten Antheil nimmt.

Auch an Goethe schloß der junge Fürst sich mit einer Freundschaft und Hingebung an, die alle Schranken des Standes und alle Rücksichten der Etikette beiseite setzte; er duzte sich mit ihm, machte ihn zum Gefährten seiner Jagden, seiner Reisen und sonstigen Lustbarkeiten und auch an den Planen und Arbeiten, mit denen er für das Wohl seines kleinen Landes besorgt war, ließ er ihn freien und würdigen Antheil nehmen. Schon nach wenigen Monaten, im Februar 1776, wohnte Goethe auf Wunsch des Herzogs den Sitzungen des Geheimen Rathes bei; am 11. Juni erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme

im Geheimen Rath, und einem Gehalt, der seine Unabhängigkeit sicherte. Goethe fing an sich als Staatsmann zu fühlen; er begleitete den Herzog an den Hof von Dessau, sowie später (Mai 1778) nach Berlin, wo ihm noch der Anblick der untergehenden Sonne des Friedrich's des Großen zutheil ward. Eifrig unterstützte er die Verbesserungsplane des Herzogs, während er zugleich mit zarter Hand das Verhältniß der fürstlichen Ehegatten, die Anfangs nicht ganz zusammenpassen wollten, in das richtige Gleis zu bringen bemüht war. Ein besonders wichtiges und dauerndes Verdienst um das Land erwarb er sich durch die Berufung Herder's, welche er vermittelte (October 1777), und auch übrigens gelang es ihm, manches schwierige Geschäft glücklich abzuschließen und manches Hinderniß, das sich den hochherzigen Absichten seines fürstlichen Freundes entgegenstellte, zu beseitigen.

Daneben sorgte er aber auch für den Schmuck des Lebens durch Poesie und Kunst. Da der große Schloßbrand vom Jahre 1774 die frühere weimarische Bühne zerstört hatte, so half er bald nach seiner Ankunft ein Liebhabertheater einrichten, an dem er selbst und auch die fürstliche Familie Antheil nahm. Auch der weimarische Park ist Goethe's Werk und zeigt, mit welchem tiefen Schönheitssinn er auch die unmittelbare Natur zu leiten und zu veredeln verstand. Minder glücklich war er mit dem Bergbau zu Ilmenau, den er auf besondern Wunsch des Herzogs wieder in Gang brachte und der ihm die erste Veranlassung bot zu mineralogischen und andern mit Neigung gepflegten naturwissenschaftlichen Studien. Das Unternehmen kostete viele Zeit und Arbeit und mußte endlich doch als unausführbar wieder aufgegeben werden.

Zwischen diesen ernsten arbeitsvollen oder künstlerisch genußvollen Stunden gab es freilich auch andere, in welchen die beiden Freunde ihrem Uebermuth die Zügel schießen ließen. Der Herzog war eine kräftig sinnliche Natur, die sinnliche Freuden liebte; die geheime Geschichte des weimarischen

Hofes bewahrt manchen Zug aus jener Zeit, welcher die kecke Lebenslust, die geniale Ueberkraft des jungen Dichters und seines hochgestellten Freundes bestätigt. Vieles davon mag Erfindung oder Entstellung späterer Zeit sein; aus Allem jedoch, auch das Derbste und Keckste nicht ausgeschlossen, geht unwiderleglich hervor, daß, wie wild der Becher der Freude damals auch zuweilen schäumte, ihm doch die Rosen der Grazien niemals fehlten und daß Goethe auch in dieser Beziehung seinem fürstlichen Freunde als weiser Rathgeber zur Seite stand.

Dem entsprechend regelte er auch sein eigenes Leben; an die Stelle der frühern Ungebundenheit und Hingebung trat eine weise Vorsicht, die ihn sorgsam prüfen ließ, wem er und wie weit er sein Herz erschloß. Die jungen Kraftgenies, die im Dichter des „Götz" und des „Werther" ihren Meister verehrten und die nun auf die Nachricht von seiner Erhebung von allen Seiten nach Weimar geeilt kamen, wußte er geschickt zu entfernen, während er sich ältern gediegenen Freunden mit Innigkeit anschloß. Auch feierte der Zauber seiner Persönlichkeit überall die glänzendsten Triumphe; Knebel, durch den er die Bekanntschaft des Herzogs gemacht hatte, widmete ihm unausgesetzt die innigste Freundschaft, Wieland aber, der von ihm so schwer Beleidigte, wurde durch seine Liebenswürdigkeit dergestalt gefangen genommen, daß er laut für ihn schwärmte und ihn für den vollkomsten aller Sterblichen erklärte.

Von literarischen Arbeiten war bei diesem lebhaften amtlichen und geselligen Treiben freilich nicht viel die Rede. Doch entwarf er den Plan zu einer Tragödie „Nero", sowie zu einem Stück „Der Falke", das sich auf sein Verhältniß zu Lili beziehen sollte. Auch der Plan zum „Wilhelm Meister" wurde entworfen und der Anfang 1777 zu Papier gebracht. In dieselbe Zeit fallen auch die Anfänge der „Iphigenie". Vollendet dagegen wurden nur untergeordnete Sachen; so ein Singspiel „Lila", „Der Triumph der Empfindsamkeit", in welchem er das von ihm selbst in die

Welt gesetzte Wertherfieber verspottete, sowie ein einactiges Drama „Die Geschwister".

Doch um dies Letztere zu verstehen, müssen wir noch erst eine Bekanntschaft nachholen, welche Goethe unmittelbar nach seiner Ankunft in Weimar gemacht hatte und die bald den entscheidendsten Einfluß auf ihn gewann. Das ist seine Bekanntschaft mit Frau von Stein.

Frau von Stein. Die Schweizerreise von 1779.

Unter den Damen der damaligen vornehmen Welt von Weimar leuchtete Charlotte von Schardt, geboren 1742, seit 1767 vermählt mit dem Oberstallmeister von Stein, ebenso sehr durch die Anmuth ihrer Erscheinung wie durch die Liebenswürdigkeit ihrer Sitten und den Reichthum ihrer Bildung hervor. Als Goethe sie kennen lernte, war sie bereits Mutter von sieben Kindern; das jüngste, Fritz von Stein, der spätere preußische Forstmeister, dessen Erziehung Goethe sich zu einer Lieblingsaufgabe machte, war bereits mehre Jahre früher geboren, bevor Goethe nach Weimar kam. Aber so groß war der Zauber, der ihre ganze Erscheinung umfloß, daß Goethe sich bald von der heftigsten Leidenschaft ergriffen fühlte; das Herz, noch blutend von dem Schmerz um Lili, flog ihr entgegen und hielt sie fest umklammert mit unwiderstehlicher Innigkeit.

Aber Frau von Stein widerstand doch. Sie war nicht nur eine liebenswürdige und hochgebildete, sie war auch eine sittlich starke und edle Frau; nicht nur ihr klarer ruhiger Verstand, auch ihr Pflichtgefühl und das Bewußtsein ihrer weiblichen Würde sicherte sie gegen die Gefahren, welche die Leidenschaft des jungen, schönen, liebetrunkenen Dichters ihr bereitete. In jahrelangen schmerzlichen Kämpfen, in denen sie sich immer gleich blieb in klarer ruhiger Milde, gelang es ihr diese Leidenschaft zu einer sanften geschwisterlichen Milde herabzustimmen; im Juli 1777 war Cornelia Schlosser gestorben und Frau von Stein kannte keinen höhern

Ehrgeiz als dem Freunde die Stelle der geliebten Schwester zu ersetzen. Es war die Wiederholung Dessen, was Goethe im Umgang mit den Kestner'schen Brautpaare durchgemacht hatte; noch ein mal mußte er sein verlangendes Herz bezähmen lernen und mußte die heiße Flamme der Leidenschaft mäßigen zur milden segnenden Wärme der Freundschaft. In diesem jahrelangen Kampfe, in welchem Frau von Stein ihm als schützender Genius zur Seite stand, erhält Goethe's Charakter seine letzte Ausbildung; ihrem Umgang, ihrer Freundschaft verdanken wir den gereiften Dichter. Denn sie ist es, die ihn zu jener sittlichen Klarheit erzogen hat, die sich in dem strengen Stil, der künstlerischen Reinheit seiner reifsten und vollendetsten Werke wiederspiegelt. Auf das Verhältniß zu ihr beziehen sich die obengenannten „Geschwister", in denen der qualvolle Kampf zwischen geschwisterlicher und verliebter Neigung geschildert wird. Aber auch „Iphigenie" (zum ersten male aufgeführt auf dem herzoglichen Liebhabertheater am 6. April 1779) würde niemals geschrieben worden sein, hätte Goethe nicht in Charlotte von Stein das Urbild weiblicher Hoheit und Grazie kennen gelernt, hätte sie nicht, wie Iphigenie vom Haupt des geliebten Bruders, durch die Macht schöner reiner Weiblichkeit die Dämonen der Selbstsucht und der wüsten Begierde vom Haupt des Dichters gescheucht und, Iphigenien gleich, durch das Opfer ihrer Neigung den alten starren Titanentrotz gebändigt und versöhnt.

Auch die milde, echt weibliche Persönlichkeit der Herzogin Luise blieb nicht ohne reinigenden Einfluß auf den Dichter; namentlich der „Tasso", dessen früheste Anfänge aus derselben Zeit datiren, dürfte ohne ihre Einwirkung wol kaum entstanden sein.

Als ein äußeres Zeichen der sittlichen Umwälzung und Läuterung, welche Frau von Stein in Goethe hervorgebracht und die Goethe nun wiederum seinem fürstlichen Freunde mittheilte, ist die Schweizerreise vom Jahre 1779 zu betrachten. Beide fühlten, daß sie andere geworden als vor

vier oder fünf Jahren, und auch die Nothwendigkeit fühlten sie, durch einen entscheidenden äußern Abschnitt die neue Epoche zu bezeichnen, in welche sie getreten waren, gleichsam einen Strich zu machen unter die Vergangenheit und ihr neues Leben auch äußerlich neu anzufangen. Am 28. August 1779, seinem dreißigjährigen Geburtstage, war Goethe zum Geheimenrath ernannt worden; wenige Tage später reiste er mit dem Herzog, nur vom Oberforstmeister von Wedell begleitet, ab, Niemand wußte wohin. Im tiefsten Incognito gingen die Reisenden über Frankfurt, wo Goethe's Aeltern sich des stattlichen Besuchs erfreuten, über Speier, von wo aus Goethe einen Abstecher nach Sesenheim zu Friederiken machte, über Strasburg, wo er Lili, jetzt vermählte Frau von Türkheim wieder sah, endlich über Emmendingen, wo er am Grabe der Schwester stand, in die Schweiz, deren wildeste und erhebenste Partien bis zu den Gletschern von Chamouny mitten im Winter durchwandert wurden. Die winterliche Reise stärkte ihre Kräfte, die Einsamkeit inmitten der großartigen Natur, die Entfernung von allem Eiteln und Nichtigen stärkte und reinigte ihre Seele. Es war eine Versöhnungsreise zu Ehren der Vergangenheit, aber auch zugleich eine Saat für die Zukunft; alles thörichte und eitle Treiben, alle wilde und wüste Leidenschaft wurde abgeschüttelt, und als wahrhaft neue Menschen, gesund von innen und außen, klar und männlich, ihres Zweckes bewußt, kehrten sie in den ersten Wochen des neuen Jahres nach Weimar zurück. An poetischer Frucht hatte die Reise nur das Singspiel „Jery und Bätely" eingebracht; aber unberechenbar waren die geistigen und sittlichen Früchte, welche die beiden Freunde dadurch gewonnen hatten.

Staatsmann und Dichter.

Dieser neue Geist, der sich freilich äußerlich zunächst in einer zunehmenden Zurückhaltung, einer wachsenden Kälte des persönlichen Benehmens offenbarte, welche die alten Bekannten

oft misnuthig machte, zeigte sich vor allem in der erhöhten Pflichttreue, mit der Goethe sich von jetzt an seiner amtlichen Beschäftigung widmete, besonders seitdem er 1782 zum Kammerpräsidenten ernannt worden war. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmete er den Anstalten für Kunst und Wissenschaft, die unter seiner Aufsicht standen, namentlich der Universität Jena, um deren steigende Blüte er sich die größten Verdienste erwarb. Aber auch Ackerbau, Industrie und Gewerbe allerart ließ er sich angelegen sein und bot zu Allem, was der Herzog in dieser Hinsicht einrichtete und anbahnte, hülfreiche Hand. Selbst seinen geliebten Gartenaufenthalt im Park zu Weimar, in dem er soviel schmerzlich süße Stunden verlebt hatte, opferte er seinem Amt und bezog, um die Sessionen regelmäßiger besuchen zu können, eine Wohnung in der Stadt.

Denselben ordnenden, erhaltenden Sinn, das richtige Bewußtsein des gereiften Mannes, der sich auf der Höhe des Lebens angekommen fühlt, zeigt er in dieser Zeit auch in dem Verkehr mit seinen Freunden. Er knüpft wenig neue Bekanntschaften mehr an, aber den alten sucht er neue Innigkeit und Wärme zu geben, wie dem Verhältniß mit Herder (seit 1781) und Jacobi (1782), oder wo er sich von der Unhaltbarkeit überzeugt hatte, da brach er sie auch wol (wie mit Lavater 1786) gänzlich ab.

Nicht so gut gelang ihm diese Sammlung in seiner Eigenschaft als Poet. Er hatte noch immer zu viel gesellige Zerstreuungen, auch wol zu viel amtliche Lasten, um der Kunst so ganz leben und alles Das leisten zu können, wozu er selbst den Drang in sich fühlte. Gerade zu Anfang der achtziger Jahre kam das fürstliche Liebhabertheater wieder neu in Blüte; Goethe schrieb dafür seine „Vögel“ (zuerst aufgeführt am 18. August 1780 zu Ettersburg), sein „Neuestes aus Plundersweilen“, „Die Fischerin“ (aufgeführt am 22. Juli 1782).

Allein so anmuthig diese Arbeiten größtentheils auch waren, so konnte Goethe selbst sich doch nicht davon befriedigt fühlen; es blieb ein Bruch zwischen Dem was er wollte und was er leistete, ein Bruch zwischen Theorie und Praxis, zwischen Staatsmann und Dichter, der ihn ängstigte und ihn zu keinem rechten Frieden kommen ließ. Dem Bewußtsein dieses Zwiespalts verdankt der „Tasso" seinen Ursprung; er wurde seit März 1780 ausgearbeitet, zunächst, gleich „Iphigenie" in Prosa. Doch blieb er fürs Erste ebenfalls Fragment wie alles Uebrige, was der Dichter in dieser Zeit angriff: die „Briefe aus der Schweiz", „Elpenor", „Wilhelm Meister", „Faust" 2c. Mit dem Leben Bernhard's von Weimar, das er auf Wunsch des Herzogs schreiben wollte, kam er sogar nicht einmal über den Entwurf hinaus.

So hin- und hergeworfen in Dem, was ihm das Theuerste war, in seiner Kunst, suchte er Ruhe bei der Natur, der leidenschaftlosen, ewig getreuen, immer gegenwärtigen, die alle Störungen verzeiht, bei der man immer wieder anknüpfen kann, die uns stets wieder mit weichen Armen an den warmen mütterlichen Busen zieht. Dem ilmenauer Bergbau zuliebe hatte er schon vor Jahren das Studium der Mineralogie begonnen; jetzt seit 1781 nahm er auch die strasburger anatomischen Studien wieder auf, denen sich seit 1785 auch die Botanik anschloß. Diese Studien begleiteten ihn namentlich auch auf den häufigen kleinen Reisen die er durch Thüringen, nach dem Harz, Kassel 2c. machte; auch wurde seit 1785 Karlsbad häufig und mit Vorliebe besucht.

Aber ganz besänftigt wurden dadurch jene Kämpfe doch nicht; noch immer gab es Stunden, wo er sich als ein „armer Sklave der Pflicht" fühlte und wo nur der Gedanke ihn tröstete, daß es ja jeden Augenblick bei ihm stehe, diese Verhältnisse zu verlassen und sich seine Freiheit zurückzuerobern. Im Mai 1782 war sein Vater gestorben; die größere Wohlhabenheit, zu welcher unser Dichter dadurch gelangt war, ließ den Wunsch wieder in ihm auftauchen, sich mehr und mehr

den Künsten zu widmen. Am meisten aber sehnte er sich einen größern Abschnitt seines Lebens in Italien, dem Lande seiner Jugendträume und Jugendsehnsucht, zuzubringen. Die sittliche und geistige Läuterung, welche Goethe durchgemacht, hatte, wie schon bemerkt, auch neue ästhetische Ansichten und Foderungen in ihm entwickelt; die jugendliche Roheit seiner Erstlingswerke genügte ihm nicht mehr, es schwebte ihm das Ideal einer neuen classischen Form vor, und zugleich sagte sein künstlerischer Instinkt ihm, daß er diese classische Form nur auf dem classischen Boden Italiens, im unmittelbaren Umgang mit den Ueberresten der antiken Kunst erwerben könne. Das Singspiel „Scherz, Ernst, List und Rache", 1784 für die Belluomo'sche Truppe verfaßt, mit deren Niederlassung in Weimar das bisherige Liebhabertheater, zu Goethe's wesentlicher Erleichterung, sich auflöste, deutete diese Sehnsucht an; ebenso das unübertreffliche Lied der Mignon in „Wilhelm Meisters Lehrjahren", das im Herbst 1783 entstand.

Als äußerliche Veranlassung kam noch dazu, daß Goethe mit dem Buchhändler Göschen in Leipzig einen Vertrag wegen Herausgabe seiner gesammelten Werke geschlossen hatte. Aber die Mehrzahl dieser Werke waren Fragmente, und in Weimar, das empfand er deutlich, gewann er die Muße nicht, sie zu vollenden. Dies endlich entschied; in der Mitte des Lebens angekommen, fühlte er die Verpflichtung auch als Poet etwas Reifes und Vollendetes zu schaffen und das konnte nur unter einem reinern, glücklichern Himmel, nur unter der Sonne Italiens konnte das geschehen. Der Herzog bewilligte gern den erbetenen Urlaub; er und Frau von Stein waren die Einzigen, die von dem Reiseplane des Dichters wußten. Am 3. September 1786, dem Geburtstage seines Fürsten, verließ er heimlich Karlsbad. Um völlig ungestört zu sein, hatte er einen fremden Namen angenommen, er reiste als ein Herr Möller; im Koffer aber führte er alle jene halbvollendeten Werke mit sich, die endlich an der Sonne Italiens zur Reife gebracht werden sollten.

Aufenthalt in Italien. 1786 — 88.

Die zwei Jahre, welche Goethe in Italien verbrachte, sind nicht nur die glücklichsten, sondern auch verhältnißmäßig die fruchtbarsten seines Lebens gewesen; seine vorzüglichsten Werke, „Iphigenie", „Tasso", „Egmont", sind hier theils vollendet worden, theils haben sie ihre neue classische Form hier erhalten. Auch einige der bedeutendsten Stellen des „Faust" verdanken wir ebenfalls dem Aufenthalt in Italien. Noch unschätzbarer aber ist, was er dadurch für seine Kunstansichten im Allgemeinen gewann; seine ganze classische Theorie, das heißt also die ganze moderne Aesthetik datirt von dieser Reise.

„Iphigenie" wurde schon am Gardasee hervorgenommen; in Rom, wo er Ende October eintraf und wo der bekannte Maler Tischbein, der Kunstkenner Hofrath Reifenstein, die berühmte Angelica Kauffmann, der Sonderling Moritz aus Berlin, seinen vorzüglichsten Umgang bildeten, wurde sie im Januar des folgenden Jahres unter mancherlei Schmerzen vollendet.

Von Rom begab er sich einige Wochen später nach Neapel, von wo er Ende März einen Ausflug nach Sicilien machte: eine „Nausikaa", die er hier entwarf und die diesem Entwurf nach ein Meisterwerk geworden wäre, würdig, der „Iphigenie" zur Seite zu stehen, blieb leider liegen, da die Unruhe der Reise die Ausführung nicht gestattete und er die die Stimmung später nicht wiederfinden konnte. Während des zweiten Aufenthalts in Rom, wohin er im Juni des genannten Jahres zurückkehrte, ging er besonders viel mit Heinrich Meyer um, einem Zeichner und Kunstgelehrten aus der Schweiz, den er in der Folge nach Weimar zog und mit dem er dann bis an seinen Tod (Meyer selbst starb bald nach Goethe, im October 1832) viel und innig verkehrte. Hier und während der Villegiatur in Frascati und Castel-Gandolfo vollendete er den „Egmont", sowie die Umarbeitung der beiden Singspiele aus der Lili'schen Epoche; ein zartes Ver-

hältniß zu einer Dame, die er selbst nur als „die schöne Mailänderin" bezeichnet und das ihn aufs neue zu schmerzlicher Entsagung nöthigte, verlieh seiner Stimmung die nöthige Wärme und gab seinem Herzen eine erwünschte Beschäftigung. Am längsten machte ihm „Tasso" zu schaffen; aber auch er war der Vollendung nahe und somit die poetische Aufgabe der italienischen Reise gelöst, als er im April 1787 sich zur Heimkehr rüstete. Es waren unermeßliche und unverlierbare Schätze, die er heimwärts über die Alpen brachte; sein poetisches Gewissen war beruhigt, ein neues Ideal der Schönheit war ihm aufgegangen und ins Leben getreten, die antike Kunst war ihm lebendig geworden, seine Menschenkenntniß hatte die mannichfachste Nahrung gefunden und auch im Studium der Naturwissenschaften, besonders der Botanik und der Farbenlehre, hatte er sich durch zahlreiche und liebevolle Beobachtungen befestigt.

Die Französische Revolution. Diplomatisch-militärischer Aufenthalt in Schlesien, Frankreich und am Rhein. 1788 — 93.

Goethe's Wiedereintritt in Weimar (Juni 1788) war nicht ganz glücklich. Gern wäre er ganz in Italien geblieben; daß er wiederkehrte, war ein Opfer seines Pflichtgefühls und siehe da, mit Ausnahme des Herzogs war Niemand geneigt, dies Opfer anzuerkennen. Goethe selbst war in diesen zwei Jahren unermeßlich gewachsen; die Zurückgebliebenen waren dieselben geblieben, sie verstanden ihn nicht, ja sie beschwerten sich wol gar, daß er anders geworden. Auch die Werke, die er von Italien nach Deutschland gesendet, machten hier wenig Glück; das Publicum vermißte die alte wilde Kraft seiner Jugenddichtungen und die Freunde stimmten mit Achselzucken bei. Sogar „Faust", der allerdings noch in sehr unvollständiger Gestalt 1790 veröffentlicht wurde, blieb beinahe unbemerkt. Die Freundschaft mit Herder erkaltete, das Verhältniß zu Frau von Stein aber löste sich um diese Zeit gänzlich und zwar aus Gründen

die zum größern Theil Goethe zur Last fallen. Die edle feinfühlende Frau konnte es ihm nicht verzeihen, daß er bald nach der Rückkehr aus Italien aus bloßem sinnlichen Bedürfniß ein Frauenzimmer zu seiner Geliebten machte, das in der That zu nichts weiterm geeignet war, als blos sinnliche Bedürfnisse befriedigen. Christiane Vulpius, eine Schwester des Verfassers des „Rinaldo Rinaldini" und zahlreicher ähnlicher Räuber- und Ritterromane, wurde seine Maitresse. Der Umgang mit ihr begeisterte ihn zu den sogenannten „Römischen Elegien", welche von Rom nur die Färbung tragen, das Thatsächliche davon gehört seinem Verhältniß mit der Vulpius an; auch ein Theil der „Venetianischen Epigramme" dürfte hierher zu ziehen sein. 1789 zu Weihnachten gebar sie ihm einen Knaben, August, den spätern Kammerherrn, den Stammhalter der Goethe'schen Familie. Goethe selbst nannte sein Verhältniß seitdem „seine Ehe", nahm die Geliebte ins Haus, ließ sich auch am 19. October 1806 mit ihr kirchlich trauen; sie starb den 6. Juni 1816.

Schon diese eben geschilderten Verhältnisse wären hinreichend gewesen, dem Dichter die nordische Heimat zu vergällen; noch mehr aber that es der Ausbruch der Französischen Revolution, welche sich um diese Zeit immer gewaltiger entwickelte und ihre Wogen immer höher, immer weiter trieb. Eine Natur wie Goethe, so ganz auf die Entwickelung des schönen Individuums gerichtet und dieser Aufgabe so klar bewußt wie er es besonders seit dem Aufenthalt in Italien geworden war, konnte durch einen derartigen Zusammensturz alles Bestehenden, durch eine solche Entfesselung dämonischer Kräfte nicht anders als im tiefsten Grunde verstimmt und beunruhigt werden. Seine Welt war die friedliche Welt des Schönen, seine Schätze lagen im Innern der harmonisch gebildeten, in Schönheit verklärten Seele; die historischen Mächte waren ihm etwas Unbequemes, er erkannte ihre Größe wol von Weitem an, aber in seine Nähe gerückt, störten sie ihm seine Kreise und nahmen ihm

die freie wolkenlose Aussicht, deren sein Künstlerauge bedurfte. Ihn deshalb der Feigheit oder des Knechtsinns zu beschuldigen, ist ebenso roh wie einfältig; jedem Menschen, auch dem größten, sind seine Schranken gesetzt, und je mehr er dieselben respectirt, und je treulicher er sie auszufüllen bemüht ist, auf um so festerm Grunde ruht seine Größe. Diese Schranken der Goethe'schen Natur aber, die ihn verhinderten, an den politischen Ereignissen seiner Zeit ein unmittelbares persönliches Interesse zu nehmen, hängen aufs innigste zusammen mit der gesammten Grundlage seines Wesens; er hätte nicht müssen er selbst sein, die Geschichte selbst hätte es ihm nicht müssen als seine Aufgabe zuertheilt haben, die persönliche Entwickelung zum Ideal des Kunstschönen darzustellen, hätte er anders handeln wollen. Darum auch, statt mit Goethe zu rechten, daß er seine Poesie nicht in den Dienst dieser neuen Weltentwickelung gestellt hat, sollen wir vielmehr den Muth und die Ausdauer anerkennen, mit der er das ihm Fremde und Widerstrebende wenigstens kennen zu lernen suchte, und wo er irgendetwas darin fand, das seiner Natur vereinbar, da war er auch sofort bemüht, es sich anzueignen. Goethe hat nicht wie die heutigen Helden der Reaction sich hinter den Ofen versteckt, bis das Wetter vorüber war und dann das Feuer des Himmels auf die besiegten Frevler herabgeschworen: sondern er ist der Schreckgestalt der Revolution auf den Leib gegangen, er hat dem geschichtlichen Leben, das ihm so beängstigend war, keck in die Augen gesehen und sogar zahlreiche Versuche gemacht mit Revolution und Geschichte sich poetisch zurechtzufinden und auseinanderzusetzen.

In letzterer Beziehung sind besonders „Der Großkophta" (1791; es ist die berüchtigte Halsbandgeschichte, welche die Französische Revolution einleitete), „Der Bürgergeneral" und „Die Aufgeregten" zu nennen. Daß diese Versuche sämmtlich dramatische Form annahmen, ist wol hauptsächlich aus dem Umstande zu erklären, daß Goethe seit 1791 die Leitung

des neubegründeten weimarischen Hoftheaters übernommen, wodurch er denn, nach langer Entfremdung, der praktischen Bühne zuerst wieder angenähert wurde. Die Verdienste, die er sich dadurch um die Entwickelung unserer dramatischen Kunst erworben, stehen in der deutschen Theatergeschichte verzeichnet, die eine eigene von Goethe selbst gegründete Weimarische Schule kennt; auf diese werden wir sogleich noch näher zu sprechen kommen.

Aber auch persönlich scheute er keine Anstrengung noch Gefahren, sich mit der Revolution zurechtzufinden; er begleitete den Herzog im Sommer 1790 nach Schlesien zu der berühmten Reichenbacher Convention und auch an dem Feldzug in die Champagne (1792), sowie an der Belagerung von Mainz nahm er theil, die Gefährten aufrechterhaltend durch seinen heitern Muth und die großartige Ruhe, mit der er Menschen und Dinge betrachtete. Seine Erinnerungen an diese denkwürdige Zeit hat er in den frisch und lebendig geschriebenen Tagebüchern niedergelegt (zuerst gedruckt in den Werken, 1822); dieselben sind in ihrer Art ebenso vollendet und stehen in der deutschen Memoirenliteratur ebenso einzig da wie seine Tagebücher und Schilderungen aus Italien in der Reiseliteratur. Auch seine Bearbeitung des „Reineke Fuchs" entstand in eben dieser Zeit; sie wurde zum Theil während der Belagerung von Mainz vollendet, ein deutlicher Beweis von der Freiheit des Geistes, die Goethe sich selbst im Lärm des Feldlagers, unter dem Donner feindlicher Geschütze, bewahrte.

Doch blieben das Alles nur Nebenarbeiten; seine Muse, wie sie nun einmal war, wußte mit diesen gewaltigen Stoffen nichts Rechtes anzufangen, es waren Experimente, nichts weiter, und so vertiefte er sich immer mehr in die Naturwissenschaften, deren feste, klare Objectivität ihm in dieser stürmischen Zeit ein doppeltes Labsal war. 1791 und 1792 gab er seine „Beiträge zur Optik" heraus; auch die anatomischen, botanischen und mineralogischen Studien

wurden mit Eifer fortgesetzt. Der Poesie glaubte er selbst sich damals völlig abgestorben — und doch lebte bereits in seiner Nähe der Mann, der ihn in die Arme der Muse zurückgeleiten und ihm, nach seinem eigenen Ausdruck, eine zweite poetische Jugend heraufführen sollte, fast noch reicher und köstlicher als die erste war.

Dieser Mann war Schiller.

Bekanntschaft mit Schiller. Gemeinsame Thätigkeit und Nachklang derselben bis zu den „Wahlverwandtschaften". 1795 — 1810.

Durch langjährige Gewohnheit ist es uns gleichsam zur zweiten Natur geworden, Schiller und Goethe in demselben Athem, wie zwei Manifestationen Einer und derselben geschichtlichen Entwickelung zu nennen; wir streiten allenfalls darüber, wer größer oder wessen Eigenthümlichkeit unserm Geschmacke mehr zusagt, aber daß wir es hier mit den Kindern zweier Jahrhunderte, mit den Repräsentanten zweier grundverschiedener Richtungen zu thun haben, das fällt wenigstens der Mehrzahl der Beurtheiler nicht von weitem ein.

Und doch verhält es sich in der That so und nicht anders. Schiller ist der Vorläufer des 19. Jahrhunderts, wie Goethe der vollendete Ausdruck des 18.; wie bei Diesem Alles reife vollendete Frucht, so ist bei Jenem Alles Anfang und Knospe, der Inhalt selbst aber ist ein wesentlich verschiedener. In Goethe, wie wir wissen, überwiegt, trotz aller objectiven Kraft und Sicherheit seiner Darstellung, doch das subjective, innerliche Leben; er ist der Dichter der schönen Persönlichkeit, die sich, in sich selbst befriedigt, abschließt und in schönem Selbstgenuß auf die Welt, die widerspenstige, verzichtet. In Schiller dagegen geht diese schöne Persönlichkeit bereits über sich selbst hinaus und sucht die Welt der Wirklichkeit, insbesondere die gegenwärtigen geschichtlichen Zustände sich zu unterwerfen. Die Schönheit begnügt sich bei ihm nicht mehr mit dem bloßen Selbstgenuß, sie tritt als erobernde Kraft in die Welt, die nun ebenso schön,

ebenso vollkommen, ebenso harmonisch werden soll, wie das Individuum sich in seinem eigenen Innern fühlt. Goethe ist nur der Dichter der Schönheit, er gehört einem theoretischen friedlichen Zeitalter an; Schiller dagegen, der Vorläufer einer neuen praktischen kriegerischen Zeit, ist der Dichter der Freiheit, welche die Schönheit zu ihrer Voraussetzung hat.

Und darin liegt nun eben der gemeinsame Boden, auf welchem beide Dichter, trotz dieser Grundverschiedenheit ihrer Natur und ihrer Bestrebungen sich zusammenfanden und durch den es ihnen möglich wurde, auch jene persönliche Freundschaft unter sich zu errichten, in welcher sie selbst, in dem ununterbrochen lebhaften Austausch ihrer innersten Gedanken und Meinungen, das höchste Glück, die edelste und reinste Würze ihres Daseins fanden. Gleich Goethe foderte auch Schiller, besonders in dieser letzten Epoche seines Lebens, stets nur das Höchste von der Kunst wie von sich selbst und fühlte sich nur von der reinsten und strengsten Form befriedigt; wie für Goethe, war die Kunst auch für ihn eine Lebensaufgabe, gegen die alle andern Rücksichten verschwanden und an deren glückliche Lösung er sein ganzes volles Dasein, bis zum Opfer des Lebens selber, setzte. — Schiller hatte sich auf durchaus andern Wegen entwickelt als Goethe; aber in Betreff Dessen, was er von der Aufgabe der Kunst im Allgemeinen sowie im Speciellen von dem Beruf des Dichters dachte, war er zu demselben Resultat gekommen wie Jener. Jener classische Geschmack, jene Wiedergeburt des Griechenthums, zu der Goethe theils durch den angeborenen Schönheitssinn seiner Natur, theils durch den Aufenthalt in Italien geführt ward, war von Schiller auf dem Wege philosophischen Nachdenkens gewonnen worden; was Jenem die italienische Reise, war Diesem das Studium der Kant'schen Philosophie gewesen. Das künstlerische Ideal, das beide Männer insichtrugen, und die Innigkeit und Treue mit der sie demselben anhingen, war gleichsam das neutrale Gebiet,

auf dem sie sich zusammenfanden; auch ihre persönliche Bekanntschaft wurde dadurch vermittelt.

Doch ging es damit ziemlich langsam. Die erste Berührung im Sommer 1788 in Rudolstadt, unmittelbar nach Goethe's Rückkunft aus Italien, war fast feindselig gewesen, und Schiller lebte bereits seit einer Reihe von Jahren in Goethe's nächster Nachbarschaft in Jena, ohne daß sie sonderliche Notiz voneinander genommen. Goethe bewahrte von Schiller nur den Eindruck seiner ersten wüsten Jugendwerke; er erkannte darin nur die Nachklänge seiner eigenen tumultuarischen Jugend, und bei den so gänzlich veränderten Principien, welche er sich seitdem angeeignet hatte, konnte diese Wahrnehmung freilich nicht anders als höchst unbehaglich auf ihn wirken. In seinen Jugenddichtungen hatte Goethe nur das Princip der Natürlichkeit verfolgt; jetzt war ihm ein anderes höheres Gesetz aufgegangen, das Gesetz der Schönheit, und mit Unwillen glaubte er zu bemerken, wie Schiller mit seinen „Räubern", seinem „Fiesco" ꝛc. alle jene wüsten Geister wiederaufweckte, von denen er selbst sich mit so vieler Mühe und nicht ohne Schmerzen losgerungen hatte. Schiller dagegen, indem er Goethe's leichte glückliche Existenz mit seinem eigenen mühseligen kummervollen Dasein verglich, konnte sich eines gewissen Gefühls der Bitterkeit nicht erwehren; es beschlich ihn damals, nach seinen eigenen Worten, in Betreff Goethe's etwas von der Empfindung, „die Brutus gegen Cäsar gehabt", das Bewußtsein seines Werthes gab ihm ein Gefühl der Ebenbürtigkeit, und so mußte die Kälte, welche der große Dichter gegen ihn beobachtete, ihn oftmals erbittern und verstimmen.

Erst im Sommer 1794, bei Gelegenheit der „Horen", welche Schiller damals herauszugeben beabsichtigte und die wir als die journalistische Propaganda des neuen classischen Geschmacks zu betrachten haben, hatte eine Annäherung stattgefunden. Zunächst schriftlich; aber schon wenige Wochen später, im Juli desselben Jahres, trafen die beiden Männer

in Jena persönlich zusammen. Ein Gespräch über Natur und Naturerkenntniß, in das sie sich zufällig verwickelten, zog Beide aufs äußerste an und gab Veranlassung zu einem Briefwechsel, der bald überaus lebhaft wurde. Sie tauschten darin ihre Ideen über Poesie und Kunst und Schönheit aus; alle jene tiefsten Gedanken über die höchsten Ziele ihres künstlerischen Berufs, die so lange einsam in ihnen geschlummert, gewannen jetzt Gestalt und Leben und entwickelten sich, indem sich Einer in dem Andern wie in einem Spiegelbilde wiederfand, zu immer größerer Klarheit und Festigkeit. Eine besonders freudige Ueberraschung war es für Goethe, als Schiller ihm im Verlauf dieses Briefwechsels eine Charakteristik seines, des Goethe'schen Genius mittheilte, so tief, so wahr und dabei von solcher Wärme, wie Goethe noch nie hatte über sich urtheilen hören; ja er selbst verstand sich erst jetzt völlig, da die Hand des Freundes ihm die Grundzüge seines Wesens vorgezeichnet hatte. Damit war denn endlich die Rinde gelöst, welche die beiden Dichter bisher voneinander gehalten, und mit einem Wonnegefühl, dem nichts zu vergleichen, erkannten sich die ebenbürtigen und bisher so vereinsamten Geister.

Der Bund zwischen Schiller und Goethe ist eine Erscheinung, der die Literatur keiner Zeit und keines Volkes etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat; die schönsten Blüten der deutschen Poesie sind in dem neidlosen Wetteifer dieser beiden großen Geister gezeitigt worden. Jeder hatte (wir citiren wiederum Goethe's eigene Worte) „dem Andern mitzutheilen und von ihm zu empfangen". Schiller's edle Bescheidenheit, sein keuscher jungfräulicher Trotz schmilzt gleichsam und blüht auf unter dem Sonnenstrahl des Goethe'schen Auges, während Goethe, erwärmt von der Begeisterung des jüngern mitstrebenden Genossen, den nahenden Frost des Alters von sich schüttelt und noch einmal jung wird in reiner, köstlicher Poesie.

Die äußere Geschichte dieser Jahre ist außerordentlich er-

eignißleer, wie denn überhaupt Goethe's Leben von der Rückkehr aus Italien und der Champagne an aufhört, dem Chronisten etwas Erhebliches darzubieten. Allein um so reicher ist das innere, geistige Leben. Unter Schiller's Zuspruch vollendete Goethe zunächst den „Wilhelm Meister". Beinahe zwanzig Jahre waren vergangen, seit der Dichter die ersten Zeilen dieses Werkes geschrieben hatte, und auch der Plan selbst hatte während dieser langen Zeit die vielfachsten Abänderungen und Erweiterungen erfahren. Ursprünglich angelegt auf einen Theaterroman, in welchem Goethe die bunten Erfahrungen niederzulegen gedachte, die er in seinem Verkehr mit der Bühne gemacht, hatte es sich umgestaltet zu einem Gemälde der ganzen damaligen höhern Gesellschaft, wie Goethe dieselbe in seinem höfischen Treiben kennen gelernt hatte. Den Faden, auf welchem diese bunten Gemälde sich abrollen, liefert Goethe's eigene künstlerische Entwickelung, den Schlußaccord aber bildet auch hier wieder jene große Lehre von der Entsagung, der Selbstbeschränkung, in welcher der Dichter mehr und mehr das Resultat seines vielbewegten Lebens, die Summe alles menschlichen Wollens und Vollbringens erkannte.

Daneben wurden für die „Horen" die „Römischen Elegien" druckfertig gemacht; „Benvenuto Cellini" wurde neu bearbeitet, die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", eine Sammlung kleiner anmuthiger Erzählungen, in welche das Gewitter der Französischen Revolution nur noch von fern hereindröhnt, angefangen. Zu derselben Zeit entstanden die berühmten „Xenien", die in dem von Schiller herausgegebenen „Musenalmanach" für 1797 veröffentlicht wurden. Die „Xenien" waren der erste revolutionäre Ausbruch des neuen classischen Geschmacks gegen die bisherige Mittelmäßigkeit, die sich denn freilich aufs tiefste davon verletzt fühlte und den übermüthig genialen Angriff mit plumpen Keulenschlägen erwiderte. Zugleich aber dürfen wir sie auch als das eigent-

liche Siegel unter dem Freundschaftsbunde der beiden Dichter bezeichnen. Von hier an beginnt die Solidarität der Namen Goethe und Schiller; wie diese neue classische Bildung, deren Fahne sie so trotzig vor aller Welt aufzogen, das gemeinsame Product ihres Nachdenkens, ihrer Briefe und Gespräche war, so waren auch die „Xenien" das gemeinsame Product beider Dichter. Häufig gab der Eine den Gedanken, der Andere die Form und umgekehrt; ja so innig war dieser Austausch, daß sie selbst beschlossen, die „Xenien" stets nur als ihr gemeinschaftliches Product zu betrachten, an welchem keinem von beiden ein ausschließliches geistiges Eigenthumsrecht zustehen sollte.

Dieser geräuschvollen Explosion folgten nun im nächsten Jahre (1797), ebenfalls im Wetteifer mit Schiller, jene berühmten Balladen, die noch jetzt die Zierde unserer lyrischen Dichtung bilden; während Schiller mit seinem „Taucher", den „Kranichen des Ibykus", dem „Gang nach dem Eisenhammer" 2c. hervortrat, lieferte Goethe „Die Braut von Korinth", „Der Zauberlehrling", „Der Gott und die Bajadere" und Anderes, was an seine besten Zeiten erinnerte, ja sie zum Theil noch übertraf.

Eine zweite Reise nach Italien, welche Goethe um diese Zeit beabsichtigte (Juli bis November 1797), gelangte wegen der Kriegsunruhen nicht zur Ausführung; der Reisende mußte von der Schweiz aus wieder umkehren, fand sich jedoch hinlänglich entschädigt durch das reiche poetische Leben, das Schiller, damals auf dem Höhenpunkt seiner geistigen Kraft, um sich verbreitete und in das er ihn selbst immer wieder aufs neue hineinzuziehen wußte. Während Jener an „Wallenstein" arbeitete, durch den das classische Ansehen der weimarischen Bühne entschieden ward, nahm Goethe den „Faust" wieder vor, zu dessen Vollendung Schiller ihn unaufhörlich antrieb. Unter dem günstigen Einfluß dieses Freundes gelang es ihm sogar, jener politischen Stoffe Herr zu werden, die ihn bisher so vielfach geängstigt und verdrossen

hatten, und ihnen einen vollen poetischen Silberblick abzugewinnen. Das war „Hermann und Dorothea", entworfen 1796, vollendet 1797 unter Schiller's und Wilhelm von Humboldt's Beirath: eines der köstlichsten unter Goethe's Werken und auch darum merkwürdig, weil es sozusagen den Frieden des Dichters mit dem Publicum wiederherstellte. Denn nachdem seine Werke in den letzten zwanzig Jahren nur eine laue Theilnahme gefunden, wurde „Hermann und Dorothea" mit einem Beifall aufgenommen, der an „Götz" und „Werther" erinnerte; es wurde ein Lieblingsbuch der Nation und hat sich in dieser Stellung erhalten bis auf die Gegenwart.

Durch diesen Erfolg ermuntert, entwarf Goethe in dieser Zeit noch einige andere epische Pläne: „Die Jagd", späterhin als „Novelle" in Prosa ausgeführt, die „Achilleïs" und den „Tell", welch letztern er jedoch später an Schiller zur dramatischen Bearbeitung abtrat.

Dieser siedelte 1799 nach Weimar über; der Umgang zwischen den beiden Freunden wurde infolge dessen immer inniger, die gemeinsame Thätigkeit immer größer und fruchtbarer. Den eigentlichen Mittelpunkt derselben bildete jetzt das weimarische Theater. Wie oben erzählt worden, hatte Goethe die Leitung desselben bereits 1791 übernommen. Anfangs führte er den Thespiskaren mit ziemlich lockern Zügeln; sein Grundsatz war, keine Richtung auszuschließen, die etwas Anmuthiges und Brauchbares darbot oder von der er sich für das Publicum einige Anregung und Aufheiterung versprechen durfte. So begünstigte er anfangs besonders Singspiel und Oper; auch die Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücke, die eben damals an der Tagesordnung waren, gingen häufig und mit gutem Erfolg über die weimarische Bühne. Erst nachdem er selbst sich durch die Freundschaft mit Schiller in seinen strengen classischen Principien befestigt fühlte, fing er an, dieselben auch auf seine Bühnenpraxis zu übertragen. Der wesentlichste Beistand wurde ihm auch dabei

wieder von Schiller geleistet. Denn dieser war es, der den „Wallenstein“, „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“, kurzum jene ganze Reihe von Stücken lieferte, durch die er im Lauf weniger Jahre ein ganzes classisches Repertoire herstellte und den Theatergeschmack der gesammten Nation auf eine bis dahin nicht gekannte Höhe erhob. Auch in den praktischen Theatergeschäften stand er Goethe'n treulich bei; auf Schiller's Betrieb wurde nicht nur Goethe's „Iphigenie“, „Egmont“, „Tasso“, sondern auch Lessing's „Nathan“ zuerst auf die Bühne gebracht und damit für diese selbst eine ganz neue Epoche eröffnet. Schiller's energische, leidenschaftliche Natur, die sittliche Begeisterung, mit der er Alles angriff, riß auch den bedächtigern Goethe mit fort, und so entstand jener merkwürdige, in der Theatergeschichte einzig dastehende Versuch einer idealen Bühne, welche, unabhängig von dem Geschmack des Publicums, nur den reinsten und höchsten Zielen der Kunst nachstreben und sich nur mit den Meisterwerken aller Zeiten und Nationen erfüllen sollte. Das Beste mußten zwar immer die schon genannten Schiller'schen Stücke thun; aber auch mit der classischen Tragödie der Franzosen, mit den Griechen, ja selbst mit Calderon und den dramatischen Probestücken der neuen romantischen Schule wurden Versuche angestellt. Auch was Goethe selbst zu diesem Behufe lieferte, waren im Grunde nur Experimente. Außer zahlreichen Prologen und Vorspielen schrieb er ein Maskenspiel im Geschmack der Alten, „Paläophron und Neoterpe“ (1800), auch bearbeitete er Voltaire's „Mahomet“ (1799) und „Tankred“ (1800). Selbst „Die natürliche Tochter“ (seit 1799, zuerst aufgeführt 1803) war nicht viel mehr als ein Experiment; der Dichter wollte sich darin noch ein mal mit den politischen Ideen der Revolution auseinandersetzen und zwar diesmal in dramatischer Form, nachdem es ihm im Epos so trefflich gelungen war. Doch glückte der Versuch nicht und das auf eine Trilogie angelegte Werk blieb unvollendet.

Hand in Hand mit diesen Bemühungen, ein neues, der idealen Geschmacksrichtung entsprechendes Repertoire herzustellen, ging nun aber das Bestreben, auch eine neue ideale Schauspielerschule zu gründen. Auch hier sollte die Schönheit das erste und oberste Gesetz sein, Alles sollte auf die Harmonie des Gesammteindrucks ankommen und Charakteristik und Naturwahrheit, diese bisherigen Pfeiler der Schauspielkunst, sollten davor in die zweite Reihe zurücktreten. Ueber den Werth dieser Bestrebungen, sowie überhaupt über die praktischen Erfolge der Goethe'schen Bühnenleitung ist sehr verschieden geurtheilt worden. Am nächsten zur Wahrheit treffen wir vielleicht, indem wir einräumen, daß zwar, solange Goethe selbst mit dem Uebergewicht seiner imposanten Persönlichkeit die weimarische Bühne beherrschte, dieselbe im Einzelnen manche höchst gelungene, in sich vollendete und harmonische Darstellung geliefert hat, immer natürlich in den Schranken jener idealen Sphäre, in welche Goethe die Bühne überhaupt erheben wollte; daß diese Richtung aber im Allgemeinen der deutschen Bühne nicht vortheilhaft gewesen ist, indem sie ein gewisses conventionelles Pathos, eine gewisse farblose rhetorische Manier begünstigte, die dann, in natürlicher Steigerung, mitgewirkt hat zu jenem Verfall, in welchem die deutsche Bühne sich gegenwärtig befindet und aus dem sie ohne eine Erneuerung unsers gesammten geistigen und politischen Lebens sich auch schwerlich wieder erheben wird.

So, in rastloser Thätigkeit, hatte Goethe das neue Jahrhundert angetreten, als ihn im Januar 1801 eine lebensgefährliche Krankheit überfiel. Sein Zustand setzte die Freunde in Sorge; doch die natürliche Kraft seines starken, glücklich organisirten Körpers widerstand dem feindlichen Anfall und mit neuem Eifer widmete der Genesene sich seinen künstlerischen Studien und Beschäftigungen. Besonders angelegentlich beschäftigte er sich in dieser Zeit mit Theorie und Geschichte der bildenden Kunst. Schon die Zeitschrift „Die Propyläen", die er von 1798 — 1800 herausgab, war diesem Gegen=

stande gewidmet gewesen; jetzt folgte das Buch über „Winckelmann und sein Jahrhundert", die Bearbeitung von „Rameau's Neffen" und Anderes, was zum Theil in Zeitschriften und Taschenbüchern veröffentlicht ward. Auch in kleinern novellistischen Arbeiten und leichten lyrischen Producten bewährte sich die ungeschwächte Fruchtbarkeit seines Talents — als plötzlich mitten in dieses frische, wetteifernde Treiben der Tod Schiller's gleich einem Blitz aus heiterm Himmel traf (9. Mai 1805). Es war ein harter, unheilbarer Schlag; Goethe selbst fühlte, daß ihm damit die Hälfte seines Daseins entrissen war. Und seine Ahnung täuschte ihn nicht. Zwar faßte er im ersten Schmerz den Vorsatz, die letzte poetische Arbeit seines Freundes, die Tragödie „Demetrius", die derselbe als Fragment zurückgelassen, zu vollenden und dadurch dieser Freundschaft selbst das würdigste Denkmal zu stiften. Bald indessen mußte er sich von der Unausführbarkeit dieses Planes überzeugen und auch andere Umstände traten hinzu, die seine Stimmung verdüsterten und die Schwungkraft seines Geistes lähmten. In der Poesie kamen neue, zum Theil feindselige Richtungen auf, über die er sich wol in der Stille lustig machte, aber sie öffentlich zu bekämpfen, schien ihm nicht der Mühe werth; die treibende, zur That drängende Energie Schiller's fehlte, er schrieb wol noch „Xenien", aber sie wurden nicht mehr gedruckt, sondern wanderten in aller Stille in jenen „infernalischen Sack", in welchem er noch Anderes aufbewahrte, womit er seinem Unmuth über Zeit und Menschen in der alten derben Weise Luft zu machen liebte.

Ueberhaupt zog er sich von jetzt an von der Poesie mehr und mehr zurück. Zwar gab er noch 1808 den vollständigen ersten Theil des „Faust" nebst den Anfängen des zweiten Theils heraus, dem 1809 die „Wahlverwandtschaften" folgten; diese letztern ein mit bewundernswerther psychologischer Kunst ausgeführtes Gemälde gewisser sittlicher Verirrungen, wie Goethe sie im Laufe seines Lebens an sich und Andern erfahren hatte, in der Form voll einschmei-

chelnder Anmuth und Leichtigkeit, im Grundgedanken von einer sittlichen Erhabenheit und Strenge, vor der die thörichten Beschuldigungen, die man auch in dieser Hinsicht gegen Goethe erhoben hat, in nichts zerfallen.

Aber jener köstliche Nachsommer von Poesie und Jugendkraft, den Schiller ihm heraufgeführt hatte, war doch bei alledem vorüber und Goethe selbst fühlte, daß sein Alter gekommen war.

V. Goethe's Greisenalter. 1810 — 32.

Noch weit kürzer als bisher können wir uns über den letzten Abschnitt des Goethe'schen Lebens fassen. Es war, wie wir sie früher bezeichneten, die Epoche des Verarbeitens, des Wiederholens, der behaglichen ruhigen Beschaulichkeit, Goethe blieb rastlos thätig bis an sein Ende, doch war es, den natürlichen Gesetzen des Greisenalters gemäß, mehr eine reproducirende als eigentlich producirende, mehr eine sammelnde und abschließende als anregende Thätigkeit.

Sein äußeres Leben verfloß in ruhigstem Gange. Selbst die Katastrophe von Jena, die anfangs sein Leben in Gefahr gebracht hatte und die ihn mit doppelter Schwere traf, solange sie seinen fürstlichen Freund und Gebieter zu gefährden drohte, ging glücklich vorüber. Daß er den Tumult, welchen das Ereigniß in der weimarischen Gesellschaft hervorbrachte, benutzte, sich in aller Stille mit seiner „Kleinen" kirchlich verbinden zu lassen, wurde bereits erwähnt. Ebenso die Audienz, die er bei Napoleon 1809 zu Erfurt hatte. Der Held des Jahrhunderts bezeigte dem Dichter die schmeichelhafteste Aufmerksamkeit und auch dieser fühlte sich von dem Heroischen der Erscheinung, die Alles weit und breit überragte, wie der Riese die Zwerge, unwiderstehlich ergriffen. Dagegen ließen die Ereignisse von 1813 den Vierundsechzigjährigen ziemlich kühl; er fand da zwar vielen schönen, edlen Eifer, aber keinen großen heldenhaften Charakter, der ihm

als Dichter imponirt hätte und auch keine Thaten aus dem Vollen, Ursprünglichen, wie er sie liebte.

Die Erhebung seines Fürsten zum Großherzog hatte auch für Goethe mancherlei Zuwachs an Ehre und Auszeichnung zur Folge. Häufige Badereisen, besonders nach Böhmen, erhielten ihn in angenehmem geselligem Verkehr. Auch besuchte er nach wiederhergestelltem Frieden noch zwei mal rasch hinter einander (1814 und 1815) den heimatlichen Main und Rhein, wo er sich denn auch mit der altdeutschen Kunst, von der er seit Italien nichts Rechtes mehr hatte wissen wollen, wieder aussöhnte.

Im Uebrigen lebte er meist auf sein Haus beschränkt. Dasselbe war ein Geschenk seines Fürsten, womit derselbe ihn bei der Rückkehr aus Italien überrascht hatte; an einem freien Platz gelegen, von einer für das damalige Weimar ungewöhnlichen Stattlichkeit, mit heitern und würdigen Räumen, wurde es von ihm durch zahlreiche Gemälde, Kupferstiche, Abgüsse, Münzen und andere Sammlungen, die seinem Alter die behaglichste Beschäftigung darboten, zu einem wahren Kunsttempel umgeschaffen. Hier bildeten seine Schwiegertochter Ottilie von Pogwisch, Heinrich Meyer, Riemer, Kanzler von Müller, später auch Eckermann, Göttling und Andere einen liebevoll hütenden Kreis, während zahllose Fremde von nah und fern, die geistige Blüte der Nationen, herbeiströmten, dem ältesten und berühmtesten Dichter Europas, dessen Ruf die ganze gebildete Erde erfüllte und dessen Namen das Symbol einer neuen, von ihm selbst so genannten „Weltliteratur" wurde, ihre Huldigungen darzubringen. Ein seltsames Intermezzo bildete seit 1811 Bettina Brentano, vermählte von Arnim, eine Enkelin seiner Jugendfreundin Laroche, die sich dann einige Jahre nach seinem Tode durch ihr poetisches Werk „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" so berühmt gemacht hat. Ernsthafter war einige Jahre zuvor eine zärtliche, wie man sagt nicht unerwiderte Neiguag gewesen, die er für eine junge Anverwandte des From=

mann'schen Hauses in Jena, Minna Herzlieb faßte und von der die Spuren sich auch zum Theil in den „Wahlverwandtschaften", im Charakter der Ottilie und deren Schicksalen wiederfinden; auch die berühmten Sonete, die Bettina in dem obengenannten Werke naiv genug war auf sich zu beziehen, sind an diese Dame gerichtet. — Noch gefährlicher für den Frieden seines Herzens drohte eine Leidenschaft zu werden, welche eine schöne Mecklenburgerin, Fräulein von Levezow dem Vierundsiebzigjährigen im Bade zu Marienbad einflößte; ihr verdanken wir die herrliche „Trilogie der Leidenschaft" (1823). — Große Verehrung genoß der Dichter in Berlin; Zelter, dem er seit den neunziger Jahren befreundet war und der eine Menge Goethe'scher Lieder vortrefflich in Musik gesetzt hatte, berichtete in häufigen Briefen treulich, was sich in Literatur, Kunst, Gesellschaft in dem Babel an der Spree zutrug und ersetzte so einigermaßen die Einförmigkeit des weimarischen Aufenthalts.

Denn dieser allerdings wurde immer stiller und einsamer. Von den alten Freunden starb Einer nach dem Andern. Herder hatte im Jahre 1803 den Anfang gemacht; kurze Zeit darauf war Schiller gefolgt. Im Juni 1828 schied auch Karl August, nachdem er noch drei Jahre zuvor die fünfzigjährige Wiederkehr von Goethe's erstem Eintritt in Weimar aufs feierlichste hatte begehen lassen. Volle dreiundfünfzig Jahre waren Goethe und Karl August verbunden gewesen und nie hatte eine Wolke des Misverständnisses ihre Freundschaft getrübt: ein glänzendes Zeugniß, das beide Freunde gleichmäßig ehrt. Bald darauf (Februar 1830) folgte auch Großherzogin Luise, im November desselben Jahres aber hatte Goethe noch den Schmerz, daß sein einziger Sohn August ihm während eines Aufenthalts in Rom entrissen ward. Von amtlichen Geschäften und Verpflichtungen hatte er sich allmälig ganz frei gemacht; von der Leitung des Theaters, die ihm in den letzten Jahren mehr und mehr zur Last geworden, war er bereits 1817 zurückgetreten und

nur der Universität Jena und den dortigen wissenschaftlichen Sammlungen widmete er fortdauernd eine liebevolle Aufmerksamkeit.

Diesem gemessenen Gang seines äußerlichen Lebens entsprach auch seine geistige Thätigkeit. Das Hauptwerk dieser Epoche ist die Selbstbiographie, die er unter dem Titel „Wahrheit und Dichtung" niederschrieb. Den Anfang dazu hatte er schon 1809 gemacht; der vierte Band, der bis auf die Bekanntschaft mit Lili und die erste Schweizerreise reicht, wurde 1824 niedergeschrieben, trat jedoch erst nach dem Tode des Dichters in die Oeffentlichkeit. „Wahrheit und Dichtung" gehört zu dem Wichtigsten, was Goethe uns überhaupt hinterlassen; es wurde der Grundstein der deutschen Memoirenliteratur, ein Werk voll echten historischen Geistes, und auch das Verständniß und die richtigere Würdigung der Goethe'schen Dichtungen von Seiten des größern Publicums wurde dadurch wesentlich erleichtert und verbreitet. Ein unschätzbares Verdienst erwarb Goethe sich ferner durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller, die ihn von 1825 — 28 beschäftigte. Gleichzeitig unternahm er auch eine neue vollständige Ausgabe seiner gesammten Werke. Dieselbe trat seit 1825 in vierzig Bänden ans Licht; bei der vielfachen Arbeit und Mühe, welche sie dem Dichter verursachte, fand er an jüngern Freunden, namentlich an Riemer, Eckermann und Göttling, freundliche und geistvolle Unterstützung.

Unter den poetischen Arbeiten dieser Epoche nehmen die „Zahmen Xenien" den ersten Platz ein. Es ist die richtige und naturgemäße Poesie des Alters, nämlich eine Poesie der sinnigen Betrachtung, der leidenschaftlosen behaglichen Reflexion. Die „Zahmen Xenien", die sich über alle Richtungen der damaligen Literatur, der Wissenschaft und Kunst, der Politik rc. verbreiten, bilden das eigentliche poetische Tagebuch des greisen Goethe; es sind kurze meist volksthümlich gehaltene Denksprüche, in denen die Weisheit eines achtzigjährigen Lebens oft mit bewundernswerther Prägnanz des Ausdrucks nieder-

gelegt ist. Der „Westöstliche Divan", der 1819 erschien, machte Epoche durch die Einführung des orientalischen Geschmacks in die deutsche Poesie. Einem siebzigjährigen Greise war dieser Quietismus der Weltanschauuug und dies tändelnde Spiel mit der schönen Form ganz angemessen, aber auch nur ihm; das hätten seine zahlreichen Nachahmer bedenken und hätten darum weniger eifrig sein sollen, einen Geschmack in Deutschland zu verbreiten, welcher mit den strengen classischen Principien, für die Goethe selbst in den Jahren seiner Kraft so tapfer gestritten, in so entschiedenem Widerspruche stand. Freilich lag dieser Quietismus in dem gesammten Bedürfniß der damaligen Zeit. Es war die Zeit der politischen Restauration; den leidenschaftlichen aber vergeblichen Hoffnungen, zu denen die Zeit der Befreiungskriege die Nation entzündet hatte, war eine ebenso tiefe Abspannung und Erschlaffung gefolgt und diese Erschlaffung fand nun in der weichlichen, träumerischen Poesie des Orients einen ganz natürlichen und entsprechenden Ausdruck. Darum aber ist es auch nicht gestattet, Goethe für die nachtheiligen Einwirkungen, welche die Verbreitung dieses Musters auf unsere Dichtung gehabt hat, verantwortlich zu machen, er folgte nur den natürlichen Bedingungen seiner Entwickelung; wenn die Zeit keinen bessern Gebrauch davon zu machen wußte als sie gethan, so war das ihre Schuld, nicht seine. Auch „Wilhelm Meister's Wanderjahre" (1821 — 29) sowie der zweite Theil des „Faust", der 1825 — 31 vollendet ward, tragen bei einzelnen großen Schönheiten die Spuren des Alters unverkennbar an sich. Von wissenschaftlichen Werken sind aus dieser Zeit hauptsächlich die „Farbenlehre" (1810), die Goethe in eine heftige Polemik mit den Anhängern Newton's verwickelte, sowie die gesammelten Schriften zu „Kunst und Alterthum" (seit 1816) namhaft zu machen.

Im August 1831 besuchte Goethe noch ein mal die Gegend von Ilmenau, wo er mit seinem fürstlichen Freunde ehedem so viele glückliche Tage verlebt hatte; sinnend ruhte sein Auge

auf der Wand des Breterhäuschens auf dem Gickelhahn, auf der er vor mehr als fünfzig Jahren das berühmte „Unter allen Wipfeln ist Ruh'" niedergeschrieben hatte, und eine Thräne perlte in seinem sonst so klaren hellen Blick.

Den nächstfolgenden Winter verlebte er in gewohnter Rüstigkeit zwischen seinen Büchern und Sammlungen, mit Kunstbetrachtung, Lectüre und einem ausgedehnten Briefwechsel beschäftigt. Auch den Naturwissenschaften, namentlich dem eben damals ausbrechenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire wandte er eine ununterbrochene Aufmerksamkeit zu. Am 16. März 1832 fühlte er sich unwohl; ohne eigentlich ausgesprochene Krankheit verschlimmerte sein Zustand sich doch schnell, und bald mußten die Freunde die Hoffnung aufgeben, das theure Leben auch diesmal noch erhalten zu sehen. Doch behauptete die Klarheit seines Geistes sich fast bis zum letzten Augenblick; nur kurz vor seinem Tode traten unter leichtem Schlummer Phantasien ein, in denen er sich namentlich mit Schiller beschäftigte. Er starb sitzend in seinem Lehnstuhl in der Mittagsstunde des 22. März; sein letztes Wort war: „Mehr Licht!"

In ganz Europa, ja in der ganzen gebildeten Welt wurde die Nachricht von Goethe's Tod mit erfurchtsvoller Trauer aufgenommen; Deutschland vor allem fühlte, daß es seinen Dichterkönig verloren und daß Jahrhunderte werden vergehen müssen, bevor zum zweiten mal ein so harmonisch gebildeter, so in sich vollendeter Geist aus den schöpferischen Händen der Natur hervorgeht. Inzwischen sind uns seine Werke, ist uns sein Gedächtniß geblieben; suche wir beide würdig zu benützen.

„Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Wiederschein von jenen Sternen.
Die spätern Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.